Wallenstein in Mecklenburg.

Vierter Band.

Herzog Wallenstein

in

Mecklenburg.

Historischer Roman

von

Julius von Wickede.

Vierter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

1.
In Stralsund.

Auf dem Marktplatz der Stadt Stralsund stand eine Schaar der neu angeworbenen Soldaten aufgestellt. Es waren feste, stämmige Gestalten, größtentheils von den dänischen Inseln oder aus Schleswig-Holstein, Mecklenburg und anderen niederdeutschen Küstengegenden, von denen die meisten früher schon im Heere des Königs Christian von Dänemark dem Waffenhandwerk obgelegen hatten. An ihrer Spitze ragte die riesige Gestalt des alten Rechowers, der jetzt als Fähndrich hier diente, hoch hervor, während der Junker von Blücher das ganze Fähnlein befehligte. Die Tüchtigkeit des Führers hatte sich bald auch seinen Untergebenen mitgetheilt, und obgleich dieses Fähnlein jetzt erst neu gebildet war, und daher

des festen Zusammenhaltes entbehrte, der jeder alten Truppe so große Vorzüge gewährt, galt sie alsbald schon als die bestdisciplinirteste und mit größtem Eifer ihren Uebungen obliegende Schaar, über welche die Stadt nur gebieten konnte. An dem heutigen Tage sollte sie wahrscheinlich auch ihre erste Feuerprobe ablegen und Beweise ihrer Tüchtigkeit in den ernsten Stunden des heißen Kampfes zeigen. Schon früher, als der Herzog Wallenstein bei seinen in dem Haynholze vor Stralsund lagernden Truppen eintraf, hatte der Feldmarschall von Arnim wiederholte Versuche gemacht, sich der Stadt zu bemächtigen, und so waren denn bereits während des ganzen Monats Mai mehrere blutige Gefechte vorgekommen, in denen die Stralsunder bisher stets alle Stürme der Feinde glücklich abschlugen. Ein solch ernsthaftes Gefecht war denn auch am heutigen Tage mit Sicherheit zu erwarten, denn heftiger als je donnerten die feindlichen Geschütze gegen die Wälle, und Alles schien darauf hinzudeuten, daß am heutigen Abend noch ein Hauptangriff stattfinden werde.

Als das erste Mal einige Kugeln aus den schweren feindlichen Geschützen auch in das Innere der Stadt flogen, und mehrere Menschen auf den

Straßen und sogar in den Häusern tödteten oder verwundeten, verbreitete sich freilich unter einem Theile der Bevölkerung, die solcher Schrecknisse ganz ungewohnt war, eine nicht geringe Befürchtung. Weiber und Kinder liefen heulend und schreiend umher, und ihre maßlose Furcht vergrößerte die geschehenen Verluste mindestens um das Zehnfache. Auch einzelne Friedensfreunde benutzten diese Gelegenheit, um auf's Neue mit ihrer schwächlichen Gesinnung hervorzutreten und laut zu beklagen, daß man eines thörichten Patriotismus und lächerlichen Unabhängigkeitsgefühles wegen Leben und Eigenthum friedlicher Bürger zum Opfer bringen wolle. Die Besonnenheit und Ruhe des kräftigen und bei weitem größeren Theiles der Bürger gewann aber schon in wenigen Stunden die Oberherrschaft über diese anfängliche kleinliche Zaghaftigkeit wieder. Einige Weiber, die gar zu laut heulend und jammernd in den Rathhaussaal, wo sich der Rath versammelt hatte, eindringen wollten, wurden mit ernsten Worten in ihre Wohnungen, wohin sie auch gehörten, zurückgewiesen, und den Feigherzigen trat eine so ernste und würdige Sprache entgegen, daß sie bald mit ihrem Gekrächze verstummten. Besonders der alte Schiffer Bradhering zeichnete sich auch

hierbei wieder in der rühmlichsten Weise aus. Der Haufe Seefahrer, den er befehligte, löschte ein durch die feindlichen Geschosse in Brand gerathenes Haus mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, wie dies die erste Feuerwehr der Neuzeit auch nicht besser vermocht hätte, und die munteren Scherze und kräftigen Witze der wackeren Blaujacken, mit denen sie alle Feigherzigen verhöhnten, trugen bald dazu bei, daß das alte Vertrauen in die Festigkeit der Stadt bei Allen, und selbst bei furchtsamen Weibern, wieder zurückkehrte. Besonders auch Grethchen und ihre muthige Mutter, dies wahre Muster einer wackern deutschen Bürgersfrau, benahmen sich so ruhig, daß ihr Beispiel bald einen guten Einfluß auf die anderen Frauen des Stadtviertels, in welchem sie jetzt wohnten, ausübte.

Allmälig gewöhnte man sich auch an diese Beschießung immer mehr, und achtete weiter nicht sonderlich viel darauf, wenn hie und da vielleicht einzelne Kugeln in das Innere der Stadt flogen und an den Häusern einigen Schaden anrichteten. So war denn auch jetzt das zum Ausmarsch auf dem Markte aufgestellte Fähnlein von einem ganzen Haufen neugieriger Zuschauer aus allen Ständen umringt, und wenn gleich der Kanonendonner noch so laut krachte, so ward das muntere Geplauder

doch weiter nicht sehr dadurch gestört. Allerlei Witze in der derben plattdeutschen Sprache ließen sich hören, und ehrlich gemeinte Ermahnungen, die anstürmenden Friedländer ja tüchtig auf die Köpfe zu schlagen, so daß ihnen die Lust zur Wiederkehr vergehen möge, wurden den Soldaten zugerufen.

Mit froher Zuversicht marschirten endlich gegen Abend die Krieger ab, um in eine der Schanzen der Außenwerke den ihnen bestimmten Platz einzunehmen. Es galt, die Feinde, wenn diese wirklich einen heimlichen Angriff in der Dunkelheit der Nacht unternehmen wollten, durch eine unvermuthete kräftige Gegenwehr zu überraschen, und so war denn tiefe Stille ein nothwendiges Gebot.

Die Maiennacht war windstill und milde, wie dies ein Frühling an den Ufern der Ostsee nur selten der Fall zu sein pflegt, und ein tiefdunkles Regengewölk bedeckte den Himmel, so daß kaum ein einziges Sternlein verstohlen dazwischen durchblicken konnte. Leise brachen sich die Wellen des Meeres an dem Strande, an dem die besetzte Schanze nahe lag, und dies war auch das einzige Geräusch, welches sich vernehmen ließ, denn das Geschieße aus den feindlichen Batterien hatte all-

mälig gänzlich aufgehört. Die Soldaten hatten sich in dem weichen Sande, der den Boden des von ihnen besetzten Außenwerkes bedeckte, neben einander ausgestreckt hingelegt. Viele von ihnen schliefen mit der Ruhe langgedienter Krieger einen süßen Schlaf, um dadurch desto besser für die Anstrengung des Kampfes, der wahrscheinlich bald ihrer harren sollte, gestärkt zu sein; andere suchten sich die Langeweile des Wartens durch ein leises Geplauder, dem mitunter dann auch wohl ein halb unterdrücktes Gekicher folgte, zu verscheuchen. Auf einer kleinen Holzbank, welche man in die Schanze getragen hatte, saßen der Hauptmann von Blücher und der alte Ritter von Rechow. War Letzterer auch ein Mann von vielbewährtem Muthe, so hatte er doch noch nicht hinlängliche Gewöhnung an das kriegerische Leben, als daß ihn der Gedanke, in den nächsten Stunden vielleicht schon in einem blutigen Streit begriffen zu sein, nicht ungewöhnlich aufgeregt haben sollte. Besonders auch der Gedanke an seine Tochter Louise, und was aus ihr, dem jungen, unbeschützten Mädchen, werden solle, wenn er jetzt den Soldatentod fände, beunruhigte ihn nicht wenig. Wie gern hätte er sie jetzt als Gattin eines tüchtigen Mannes, der ihr Schutz verleihen konnte, gesehen,

und doch hatte der trotzige Sinn des Mädchens bisher jeden Bewerber um ihre Hand verschmäht.

„Hört, Blücher," wandte er sich nach einer längeren Pause an den schweigenden Hauptmann, „wir sind Beide aus einem Lande und von gleich adeligem Stamme, und so wollte ich an Euch die Bitte richten, daß Ihr Euch meiner Tochter Louise freundlich annehmen möchtet, wenn, wie dies leicht möglich ist, mir in diesem Kampfe ein schneller Soldatentod wird. Meine Verhältnisse sind zwar so gut, wie es in dieser schlechten Zeit möglich ist, geordnet, und das Mädchen wird eine ziemliche Erbschaft machen, allein damit ist es doch nicht genug, ich wünschte auch, daß ihr ein kräftiger und rechtlicher Mann schützend zur Seite stehen möchte, und da hab' ich denn ein besonderes Vertrauen zu Euch."

Sehr überrascht von dieser unerwarteten Mittheilung, blickte der junge Soldat seinen älteren Gefährten erstaunt an, und sprach dann: „Euer Vertrauen, Ritter von Rechow, ehrt mich zwar; aber wie kann ich, der unbemittelte Glückssoldat, der in fremdem Dienste kämpft, wohl für Eure Tochter sorgen? Sollte es ihr, dem reichen, schönen jungen Mädchen, wohl an einem passenden Freier in Mecklenburg fehlen? Mir däuchte auch, daß

Euer Vetter, der Junker von Bose aus Sachsen, damals, als ich in Rechow war, sich sehr gern um die Hand seines Bäschens beworben haben würde. Wäre der nicht ein passender Eidam für Euch?"

„Hm — hm," meinte der Alte, unwillkürlich so laut, daß der Hauptmann mit einem warnenden „sprecht leise" seine Stimme dämpfen mußte. „Der Bose ist zwar so ein neumodischer Fant, aber sonst ein guter Junge, und er wäre mir als Schwiegersohn so weit schon ganz recht gewesen, allein die Louise hat ihren eigenen Kopf, und so hat sie den sächsischen Vetter denn gehörig ablaufen lassen. — Gerad' heraus mit der Sprache, Junker oder, wie ich Euch jetzt nennen muß, Hauptmann — denn, hol's der Henker, zum Diplomaten bin ich nun einmal verdorben, es ist mir schon manchmal so durch den Kopf gefahren, als könnte das Blitzmädel vielleicht gar in Euch selbst verliebt sein. Sie ward früher immer bald roth, bald blaß, wenn sie nur Euren Namen hörte, und als Ihr fort waret, da hat sie so unter der Hand so viele Erkundigungen nach Euch eingezogen, wie dies früher niemals der Fall war. Es ist eigentlich nicht recht in der Ordnung, und gehört sich nicht, daß ein Vater seine eigene Tochter anbietet, aber in dieser Zeit wird ja ohnehin schon Alles auf den Kopf gestellt, und

so frage ich Euch: Wollt Ihr meine Tochter zur Frau haben, so will ich Euch gern meinen Segen dazu geben, und Ihr sollt mir als Schwiegersohn herzlich willkommen sein. Antwortet mir mit einem ehrlichen Ja oder Nein, wie es unter echten Männern Sitte ist." Es schien, daß diese Frage dem alten Ritter keine geringe Anstrengung gekostet haben mochte, denn wie von einer schweren Last befreit, athmete er jetzt hoch auf.

Eine kleine Weile schwieg der Hauptmann von Blücher, und schien von der Freimüthigkeit des ihm so eben in ganz unerwarteter Weise gemachten Antrages wirklich betroffen zu sein, dann antwortete er leise: „Ein Antrag von solch' einem Mann, wie Ihr seid, Ritter von Rechow, kann mich nur im höchsten Grade ehren, und für immer werde ich Euch für das Vertrauen, welches Ihr mir so eben bewiesen habt, zur größten Dankbarkeit verpflichtet sein. Eine ehrliche Frage erfordert aber auch eine entschiedene Antwort, und so muß ich Euch, so leid es mir thut, gerade und rund heraus erklären, daß ich Euer Anerbieten ablehnen und niemals die Hand Eurer Tochter Louise annehmen werde."

Wäre die Dunkelheit nicht zu groß gewesen, so hätte das Gesicht des alten Rechowers, in dem

jetzt Zorn und Scham, Verlegenheit und Unwillen in stark ausgeprägter Weise mit einander kämpften, in der That einen eigenthümlichen Anblick gewähren müssen. „Ihr schlagt also die Hand meiner Tochter Louise aus, und darf ich Euch, ohne unbescheiden zu sein, auch wohl nach dem Grund davon fragen?" wollte er nach gewohnter Weise, wenn er unwillig wurde, mit seiner lauten Baßstimme fragen, besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß dies hier nicht geschehen dürfe, und mäßigte solche daher zu einem fast unverständlichen Gebrumme.

„Die Gründe sind, daß ich keine Liebe für Eure Tochter Louise bisher gefühlt habe, und obgleich ich deren viele Vorzüge bereitwillig anerkenne, doch glaube, daß ihr ganzes Wesen so wenig zu dem meinen passen würde, daß wir wohl niemals glücklich mit einander werden könnten. Ohne Liebe mag und werde ich aber nimmermehr heirathen, denn unter solchen Umständen würde mir die Ehe stets als eine unerträgliche, Last und nicht als ein Glück, was sie doch in Wahrheit sein soll, erscheinen. Zweitens aber wird Eure Tochter dereinst ein sehr reiches Mädchen sein, ich aber bin nur ein armer, unbemittelter Officier, und jetzt größtentheils nur auf mein gutes Schwert angewiesen. Mögt Ihr

dies nun immerhin einen übertriebenen Stolz schelten, allein ich kann mich nun einmal nicht darin ändern, und habe das Gefühl, daß es für jeden ehrliebenden Mann eine ungemein drückende, sein gerechtes Selbstgefühl lähmende Empfindung sein muß, wenn seine Frau weit reicher als er selbst ist, und er sich zu sagen gezwungen ist, daß er ihrem Vermögen seine Existenz verdanke. Nein, weit lieber heirathe ich ein unbemitteltes, aber einfaches, als ein reiches und dabei launenvolles Mädchen; dies ist meine klare Antwort, die ich ohne Groll aufzunehmen bitte, Ritter von Rechow. — Doch horcht, was ist das — sollten die Feinde wirklich schon kommen?" rief er plötzlich, von der Bank schnell aufspringend, sich zum Boden niederbeugend, um so besser lauschen zu können, und die Hand an's Ohr haltend. So ward jede weitere Erwiderung des alten Rechowers abgeschnitten, denn auch dieser wie alle übrigen Soldaten lauschten jetzt im tiefsten Schweigen und mit der größten Spannung, und kaum ein lauter Athemzug ward in der ganzen Schanze hörbar. Ein dumpfes Geräusch, wie der Fußtritt vieler Männer, mögen diese auch noch so leise schreiten, auf dem Erdboden stets hervorbringt, ward jetzt in der Stille der Nacht hörbar und schien sich der

Schanze immer mehr zu nähern. Zwar war die Dunkelheit so groß, daß man selbst beim schärfsten Spähen nichts erkennen konnte, allein trotzdem hegte der Hauptmann von Blücher nunmehr die feste Ueberzeugung, daß der erwartete Angriff der Feinde jetzt bald geschehen werde. Als müßten die Augen ihm aus dem Kopfe treten, so scharf spähte er in die nächtliche Finsterniß hinein, und bald gelang es auch in der That seinem Falkenblicke, einen tiefen schwarzen Haufen, der sich von dem etwas helleren Horizont abdunkelte, zu erkennen.

„Bei Gott, es ist richtig, Ihr Leute, sie kommen! Haltet Euch bereit, ihnen einen warmen Empfang zu geben. Die Musketiere mögen ihre Musketen jetzt zum Schießen fertig machen, die Pikeniere ihre Speere fest halten. Vergeßt die Losung nicht: „Stralsund und Mecklenburg,“ flüsterte er zwar leise, aber doch vernehmbar, seiner Mannschaft zu.

Die anrückende Sturmmannschaft, das böhmische Regiment des Obersten Fahrensbach, hielt ungefähr hundertfünfzig Schritte von der ersten Außenschanze plötzlich still. So leise auch die Mannschaft des Hauptmanns von Blücher die Vorbereitungen zum Kampfe auszuführen suchte, so war einiges Geräusch doch unvermeidlich dabei. Auch das Auf-

ziehen der schwerfälligen Radschlösser an den Musketen ließ sich nicht vermeiden und ward hörbar. Zu vielerfahren im Kriege waren aber die Officiere von den Friedländischen Truppen, als daß ihnen dies Geräusch in der Schanze entgangen sein konnte. Sie schlossen daraus mit Recht, daß solche stärker besetzt sei, als sie früher erwartet hatten, die Besatzung auf ihren Angriff sich vorbereite, und man somit keine Hoffnung auf eine plötzliche Ueberrumpelung sich machen konnte. Eine Umkehr war jedoch nicht mehr möglich, und so entschloß sich der Oberst Fahrensbach zum sofortigen Sturm. Mit der vielgeübten Schnelligkeit einer kriegserfahrenen Truppe theilte sich nun die Mannschaft in zwei Haufen, von denen der eine als Reserve zurückblieb. Ein kräftiges „Hoch, Herzog von Friedland!“ erscholl plötzlich aus der dunkeln Nacht, und ohne sich mit dem Schießen aus den schwerfälligen Musketen weiter viel aufzuhalten, stürmte die Schaar gegen die Schanze an. Jetzt aber ertönte auch so hell und kräftig wie Trompetengeschmetter der Befehl des Hauptmanns von Blücher: „Gebt Feuer, Ihr Leute!“ Ein zuckender Feuerstrom aus etwa hundert Musketen erhellte für einen Augenblick die nächtliche Dunkelheit, und der Donner der Salve hallte durch die Luft.

Zwar stürzten einige der Stürmenden todt oder verwundet zu Boden, und man hörte einzelne Klagelaute und Schmerzensrufe, im Uebrigen aber ward der Sturmeslauf dadurch nicht gehindert. Das Feuergewehr der damaligen Zeit schoß noch sehr schlecht und unsicher, hatte daher geringe Erfolge, und die blanke Waffe mußte in den meisten Gefechten immer noch den Hauptausschlag geben, während in unserer Gegenwart gerade das Gegentheil davon eingetreten ist. Bald standen die Friedländer daher an dem nicht sehr hohen Wall der Schanze, und der Kampf, Mann gegen Mann, begann. Es war ein wildes, grimmiges Fechten, so weit dies die Dunkelheit, die freilich manche sonst tödtliche Streiche verfehlen ließ, gestattete. Die breiten Schwerter klirrten gegen einander, daß die Funken sprühten, oder fielen dröhnend auf die schweren Brustharnische oder Pickelhauben von geschmiedetem Eisen, welche die meisten der Kämpfer trugen. Auch die langen Piken der Pikeniere senkten ihre scharfen Spitzen oft in menschliche Körper, und die zwar kleinen, aber tiefgehenden Löcher, welche sie machten, waren in der Regel ungleich schmerzlicher und gefährlicher, als manche noch so breit klaffende Schwertwunden. Dazu das wilde Kampfgetöse, das laute

Rufen „Hie Herzog von Friedland!" und wieder „Mecklenburg und Stralsund!" worin sich in der Finsterniß die Kämpfenden nur fast allein zu erkennen vermochten. Mitunter blitzte auch wohl ein Schuß aus einem „Faustrohr," wie die Pistolen damals genannt wurden, in die Dunkelheit, und bei dem grellen Lichte daneben konnte man die grimmigen Gesichter der vor Wuth erhitzten Krieger, welche hier gegen einander kämpften, auf kurze Zeit deutlich erkennen. Wie ein Fels im Wogengebrause stand der alte Rechower jetzt mitten in dem heftigsten Getümmel. Mit seiner riesigen Kraft schwang er sein breites Schwert, als sei es nur eine leichte Weidenruthe, und laut dröhnend krachten dessen wuchtige Hiebe auf die eisernen Schutzwaffen seiner Gegner, nur zu oft deren Metall zerhauend und tiefe Todeswunden machend. Einen freien Kreis, so weit sein Schwerthieb reichte, hatte er somit schon um sich gezogen, dessen Bahn von den Feinden sorgsam gemieden wurde. Und fast lauter noch als all' dieses Kampfgetöse erscholl die mächtige Baßstimme des alten Ritters „Zu Mecklenburg und Stralsund!" und mitunter auch wohl ein höhnisches „Nur heran, immer heran, Ihr Friedländer, hier giebt es gehörige mecklenburgische Hiebe zu holen,"

hinzufügend. Auch der Hauptmann von Blücher betheiligte sich wacker beim Kampfe, obgleich er im Allgemeinen, wie dies auch seine Pflicht als Befehlshaber forderte, mehr für die allgemeinere Haltung seiner Mannschaft Sorge trug, als sich in einzelne Zweikämpfe einließ.

Zwei Stürme der Friedländer hatte die wackere Besatzung der Schanze schon abgeschlagen, und mancher alte Krieger lag aus tiefer Todeswunde röchelnd in seinem Blute am Boden. Schon färbte sich im Osten ein schmaler Streifen mit hellerem Schein und verkündete, daß die kurze Mainacht bald sich zu Ende neige, da ordnete der Oberst Fahrensbach den dritten Hauptsturm an. Er war ein alter, in vielen Feldzügen geschulter Officier, wohl geübt, Schanzen zu erstürmen, und hatte jetzt bei seinem eisgrauen Knebelbart, der ihm bis auf den Stahlküraß herunterhing, einen lauten Eid geschworen, daß er die Schanze nehmen oder davor seinen Tod finden wolle. Auch die festen, zähen Böhmen seines Regiments waren noch nicht im mindesten entmuthigt, obgleich schon große Lücken sich in ihren Gliedern zeigten, und verlangten selbst noch einen Hauptsturm. Da die inzwischen immer mehr grauende Morgendämmerung es schon gestattete, einige Ma=

növer vorzunehmen, so theilte der Oberst Fahrensbach jetzt seine Soldaten in zwei Haufen und ließ die Schanze auf beiden Seiten gleichzeitig angreifen. Abermals kam es jetzt zu einem heftigen Kampfe, Mann gegen Mann, und da man in der Dämmerung nunmehr die Gegner schon besser erkennen konnte, als dies früher in der Finsterniß möglich gewesen war, so fielen die Schwerthiebe noch heftiger, und die Pikenstöße trafen ungleich sicherer.

Eine längere Weile wogte das Gefecht noch ziemlich unentschieden hin und her, und die Zahl der Todten und Verwundeten häufte sich auf beiden Seiten immer mehr. Der Hauptmann von Blücher zeigte sich zwar als ein höchst umsichtiger und kaltblütiger Befehlshaber, der alte Rechower leistete Alles, was Muth und Kraft nur vermochten, und die breite Klinge seines Schlachtschwertes triefte förmlich von feindlichem Blute, während ihn selbst schon eine Kugel aus dem Faustrohr eines böhmischen Officiers leicht an der Backe gestreift hatte, und auch die Mannschaft leistete mit wenigen Ausnahmen Tüchtiges, es half aber Alles nichts, die Ueberzahl der Friedländischen Truppen war zu groß, und ihre Bewegungen wurden zu gut geleitet und sicher ausgeführt. So mußte sich denn der Hauptmann von Blücher zuletzt entschließen, das

Außenwerk zu räumen und sich in die Stadt selbst zurückzuziehen. Es war ein harter Entschluß für ihn, aber es mußte geschehen, denn er konnte sonst befürchten, von der Uebermacht umzingelt und dann von der Festung gänzlich abgeschnitten zu werden. In fester Haltung, die Verwundeten mit sich führend, trat die fast um ein Drittel zusammengeschmolzene kleine Schaar den Rückzug aus der Schanze an. Der letzte Mann, der sie verließ, war der alte Rechower. Fortwährend sein mächtiges blutiges Schwert gegen die Feinde schwenkend, und häufig noch wieder Halt machend und ihnen seine breite Brust darbietend, ging er immer um mehrere Schritte hinter den letzten Soldaten der Schaar. Sei es, daß die Friedländer der Trefffähigkeit ihrer Schießgewehre nicht sonderlich vertrauten, oder die große Tapferkeit des alten Ritters ihnen eine besondere Hochachtung einflößte, sie schossen nicht weiter auf ihn, beunruhigten auch den Rückzug nicht mehr, und ungehindert konnten Alle auf die Hauptbastion gelangen.

Als die Sonne mit goldigem Schein aus dem Meere auftauchte und ihr rosiges Licht die ganze Gegend klar beleuchtete, da konnte auch der Oberst Fahrensbach die Fahne seines Regiments auf den Wall des eroberten Außenwerkes aufpflanzen. Der

schöne, klare Frühlingsmorgen lächelte aber auf eine Stätte der Verwüstung und des blutigen Streites herab, und der Frieden, der in der Natur lag, paßte schlecht zu dem Bilde des so eben beendeten wilden Kampfes, welches diese eroberte Schanze überall zeigte. Eng an einander gebettet lagen jetzt die Leichen der wilden Krieger, die so eben im grimmigen Streite sich mit ihren scharfen Schwertern oder spitzen Speeren die Todeswunden gegeben hatten. Die kleinen, aber kraftvollen Körper der czechischen Böhmen, mit ihren dunklen Haaren und der ganzen, den Stamm der Slaven kennzeichnenden Kopfbildung, ruhten neben den langen, großen Norwegern und den häufig rothblonden Inseldänen, oder den breitschultrigen Pommern und Mecklenburgern, aus denen meist die Besatzung der Schanze bestanden hatte. Gar verschiedenartig war der Ausdruck, der sich in den Gesichtern dieser Todten zeigte. Bei vielen wiesen die jetzt schon erkalteten Züge noch den grimmigen Haß, den die Kämpfer — wie dies bei einem Religionskriege so häufig der Fall ist — im Leben gegen einander gehegt hatten. Die Lippen waren fest auf einander gebissen, um den Mund schwebte Zorn und Hohn, und die schon erstarrten Fäuste hielten die Schwerter oder Lanzen noch krampfhaft um-

schlossen. Andere lagen wieder mit einem so milden, ruhigen Lächeln da, als schliefen sie nur den erquickenden Schlaf der Ermüdung, nicht aber den des Todes. Ungleich härter als diese Gestorbenen, die jetzt den schnellen Kriegertod auf grüner Wahlstätte gefunden hatten, traf das Schicksal die schwer Verwundeten, die oft mit zerschmetterten Gliedern in wüthendem Schmerze sich krümmten, um vielleicht lange qualvolle Wochen ohne mildernde Pflege auf hartem Strohlager zu verseufzen, und dann, als gebrechliche Krüppel entlassen, ihr ferneres Leben in Dürftigkeit und Bettelhaftigkeit zu verbringen. Die damalige Zeit war in jeder Weise hart und rauh, und von gut ausgebildeten Feldärzten, möglichst sorgsam eingerichteten Hospitälern, prächtigen Invalidenhäusern und ausreichenden Pensionen, Alles Einrichtungen unserer Gegenwart, welche das Loos des verwundeten oder für immer invaliden Kriegers so sehr erleichtern, traf man damals keine Spur. An dem grünen Rasen der Böschung der Schanze war aber das Blut in breiten Streifen und runden Flecken hinuntergeträufelt und hatte purpurne Arabesken auf lichten Grund gezeichnet, so daß es von fern fast hätte erscheinen können, als sproßten rothe Rosen aus diesem Grün hervor. Waren solche blutige Rosen

doch auch fast die einzigen Blumen, welche dieser wie noch gar mancher folgende Frühling in dem langen dreißigjährigen Kriege in gar vielen Gauen Deutschlands entsprossen ließ.

Aus der eroberten Schanze konnte der Oberst Fahrensbach aber mit stolzem Triumphe die Siegesbotschaft an den Feldmarschall von Arnim melden, und dieser durch deren Bestätigung seinen Gebieter, den Herzog von Friedland, erfreuen.

Der Verlust dieser Außenschanze bei dem St. Jürgenkirchhofe vor dem Knieperthore war zwar ein harter Schlag für die Bürger von Stralsund, allein ihr Muth ward dadurch nicht gebrochen, ihre Standhaftigkeit in der gerechten Sache keineswegs erschüttert. Hatte man auch in dem Kampfe zu Lande einige Verluste erlitten, so mußte man sehen, daß dies zur See wieder eingebracht wurde, und hierbei begünstigte das Glück die wackeren Männer. Man hatte einige größere Kauffahrteischiffe, wie solche im Hafen lagen, so gut dies sich thun ließ, zu Kriegsschiffen ausgerüstet, mit einigen Geschützen versehen, und ließ solche nun in See auslaufen, um als Kaperfahrzeuge zu dienen. Die schon früher erwähnten muthigen Schiffer Thies Müller und Jochen Pavels befehligten diese Kaperschiffe, welche mit einer Auswahl der jüngsten und

kräftigsten Seeleute bemannt wurden. Diese Kaper kreuzten vielfach auf der Ostsee umher, und verhinderten besonders auch mehrere Schiffe, welche der Feldmarschall von Arnim in Greifswalde hatte ausrüsten lassen, um auch seewärts die Stadt anzugreifen, am Auslaufen. So war ihr Nutzen denn kein geringer, und die tüchtigen Seeleute, welche sie bemannten, leisteten ihrer Vaterstadt die ersprießlichsten Dienste. Bei der Ausrüstung und Eintheilung dieser Schiffe und auch den sonstigen Vertheidigungsanstalten, welche man für die Sicherheit des wichtigen Hafens traf, war der Schiffer Bradhering der thätigste, und konnte fast als Admiral der Stadt angesehen werden. Er kam fast nicht aus den Kleidern, weilte kaum auf flüchtige Stunden im Kreise seiner Familie, und zeigte sich Tag und Nacht fast in rastloser Thätigkeit im Hafen. —

Und während nun der alte, kernhafte Schiffer, trotz seiner Jahre, sich für das Wohl seiner Vaterstadt aufopferte, trugen sich in dem Hinterhause, welches er nach dem Brande seines Wohngebäudes bewohnte, im Geheimen jetzt oft gar stürmische Scenen zu. Auf seinem Siechlager im stillen, entlegenen Kämmerlein, welches ihm die unerschöpfliche Barmherzigkeit des Schiffers eingeräumt hatte,

ruhte der verwundete und bei dem ersten Angriff auf den Dänholm gefangene junge spanische Officier. Seine Pflege hatte fast ausschließlich jetzt die Spanierin übernommen, die der Schiffer von seiner fernen Reise mitgebracht, und die noch immer in Stralsund sich aufhielt, da bei den jetzigen Kriegswirren kein Fahrzeug aus dem Hafen nach Spanien auslief, und die Reise zu Lande dahin für ein Mädchen immer unthunlicher ward. Die Schiffersfrau wie auch das blonde Grethchen freuten sich sehr, daß die junge Fremde sich der Pflege ihres Landsmannes so thätig annahm, und überließen ihr solche immer mehr und mehr. Sie konnten ohnehin, aus gänzlicher Unkenntniß der Sprache, nur schwer mit ihm verkehren, und ihre Thätigkeit war auch sonst sehr in Anspruch genommen. Vorzüglich mit auf Antrieb des Schiffers Bradhering hatte man ein Siechhaus für die bei der Vertheidigung der Stadt verwundeten oder erkrankten Seeleute eingerichtet, und hier wirkten Mutter wie Tochter mit der gleichen unermüdlichen Thätigkeit, die der Hausherr selbst draußen bei der Vertheidigung zeigte. So waren Beide denn häufiger in diesem Siechhause, wo es stets sehr viel zu besorgen gab, als daheim im eigenen Hause, und Juanita befand sich gar viele Stunden mit

dem Verwundeten, dessen Zustand sich täglich immer mehr besserte, allein. Das junge Mädchen freute sich ungemein, daß sie diese Pflege besorgen konnte, und widmete sich solcher mit voller Hingabe. Sie hatte doch dadurch jetzt einen Zweck des Lebens gewonnen; sie fand, daß ihr Aufenthalt kein so völlig nutzloser mehr war, als dies bisher der Fall gewesen. Es hatte sie früher mitunter tief bekümmert, daß sie die Einzige in dem ganzen Hause war, die von keiner Thätigkeit erfüllt wurde, während alle Anderen so rastlos besorgt sich in dieser schweren Zeit zeigten. Für die Vertheidigung der Stadt selbst hatte sie niemals das mindeste Interesse hegen können, denn sie fühlte sich dazu viel zu fremd in derselben. Dazu kam, daß sie von dem alten Schiffer, dem Einzigen, mit dem sie sich mitunter in spanischer Sprache unterhalten konnte, vernahm, daß der Hauptgrund, weshalb dieser ganze Krieg hier entbrenne, der sei, ganz Norddeutschland, und somit auch Stralsund, wieder gewaltsam zum Katholicismus zu bekehren, während die Bevölkerung mit voller Hingebung an dem Protestantismus hänge. Die Spanierin selbst hatte von Kindheit an zu strenge katholische Lehren erhalten, und war von zu aufrichtigem Abscheu gegen das Ketzerthum erfüllt, als daß nicht unwillkürlich

dadurch ihre Theilnahme für die protestantische Stadt, in der sie jetzt leben mußte, vermindert, ihre Hinneigung für die Friedländer hingegen, welche sie als Streiter für die katholische Kirche ansah, vermehrt werden sollte. Sie hegte zwar große Dankbarkeit für den wackern Schiffer Bradhering, dem sie allein die Rettung ihres Lebens verdankte, fühlte sich für die wahrhaft herzliche Aufnahme, welche sie in dessen Familie gefunden hatte, der Schiffersfrau und Grethchen tief verpflichtet, allein trotzdem waren ihre Sympathien oft ungleich mehr draußen in dem Friedländischen Lager, als jetzt in der belagerten Stadt. Dieser innere Zwiespalt, der dadurch in ihrem Denken und Fühlen entstand, stimmte das junge Mädchen oft recht trübe. Und mitten in diesen traurigen Gedanken sandte ihr das Schicksal nun plötzlich den verwundeten und gefangenen Officier zur Pflege. Er war nicht allein ihr Landsmann, mit dem sie Stunden lang in der ihren Ohren so wohllautend klingenden spanischen Sprache sich unterhalten konnte, sondern auch ein Streiter ihres Glaubens, der für dessen Macht nun schon hier sein Blut vergossen hatte. Unwillkürlich hegte sie daher schon gleich anfänglich ein weit höheres Interesse für den verwundeten Officier, als dies sonst vielleicht geschehen wäre, und

widmete sich seiner Pflege mit der vollsten Hingabe. Der Spanier, der, Dank sei es seiner Jugendkraft und der sorgfältigen Wartung, die ihm hier zu Theil wurde, sehr bald von seiner Wunde wieder genas, war dazu ein körperlich sehr schöner und geistig gewandter Mann. Solche Vorzüge hatten ihm schon oft die Gunst der Frauen erworben, und er suchte sie auch jetzt wieder geltend zu machen, um sich das Herz seiner schönen Pflegerin zu gewinnen. Bei den Gefühlen, welche Juanita schon von Anfang an für ihn hegte, und der günstigen Gelegenheit, die Beide hatten, viele Stunden in trauter, ungestörter Einsamkeit mit einander zu verbringen, war es nur zu erklärlich, daß die warme Theilnahme des Mädchens gar bald in eine glühende Liebe zu ihm überging. Sie war überdies ja die Tochter des heißen Südens, wo das Blut gluthvoller durch die Adern rinnt, und die Liebe ungleich schneller und mächtiger die Frauenherzen erfaßt, als dies in unserem kalten, berechnenden Norden — seltene Ausnahmen abgerechnet, der Fall zu sein pflegt. So waren denn kaum einige Wochen vergangen, seit der Verwundete in das Haus des alten Bradhering getragen wurde, als Juanita ihn mit der voller Leidenschaft ihres jungen, bisher von der Liebe Macht

noch niemals berührt gewesenen Herzens liebte. Aber auch der Spanier selbst empfand gar bald wärmere Gefühle für seine reizende Pflegerin, obgleich solche wohl an innerer Kraft weit hinter denen, welche sie für ihn hegte, zurückstehen mochten.

Schöne Stunden, voll des unnennbarsten Glückes, welche nur der wahrhaft begreifen kann, dessen Herz selbst einmal von einer tiefen, innigen Liebe ganz erfüllt wurde, waren es nun, welche das liebende Paar in der kleinen, abgelegenen Hinterstube des dürftigen Nebenhauses in der Wullenweberstraße von Stralsund mit einander verlebten. Ein neuer Stern ihres Lebens, ein Glück, wie sie es bisher in ihren kühnsten Phantasien kaum geahnt hatte, war Juanita jetzt aufgegangen. Ganz anders strahlte ihr Auge jetzt als früher, elastischer wurde ihr Gang, stolzer ihre Haltung. Wußte sie ja doch, warum sie lebte, hatte sie doch nun einen Zweck ihres Daseins, und sie wollte schön sein, weil sie hoffte, den Geliebten dadurch noch mehr zu erfreuen. Wären sowohl Bradhering, wie auch seine Frau und Grethchen nicht von ihren verschiedenen wichtigen Pflichten jetzt so ungemein stark in Anspruch genommen gewesen, daß sie kaum noch Auge und Ohr für etwas Anderes hatten, geistig und körperlich im höchsten

Grade ermüdet nach Hause kamen und ihre Hausgenossen nur noch flüchtig sahen, so hätten sie die gewaltige Veränderung, welche mit deren ganzem Wesen vorging, leicht bemerken müssen, so aber geschah dies nicht. Nur Grethchen allein hatte eine Ahnung davon, daß die Spanierin jetzt eine ganz andere als früher geworden, und der gefangene Officier der Grund dieser Veränderung sei, mochte aber aus wahrhaft jungfräulichem Zartgefühl mit Niemandem darüber reden.

Der junge Officier war jetzt so weit wieder gesundet, daß er nicht allein das Lager, sondern auch sein Kämmerlein verlassen und sich in dem Gemüse- und Baumgarten, der an das Nebenhaus stieß, alltäglich einige Stunden der milden Frühlingsluft, die allmälig auch diese rauhen Ostseegestade zu erwärmen anfing, erfreuen konnte. An seiner Seite saß dann oft Juanita, und da der Garten abgelegen und von hohen Speichermauern begrenzt war, so konnten Beide sich jetzt auch im Freien dieser trauten, ihnen so liebgewordenen Einsamkeit erfreuen. Und wie erquickend war dazu die milde Frühlingsluft, wie zog sie mit ihrer vollen Kraft in die Körper der so lange in den dumpfen Zimmern gefesselt Gewesenen ein, und erfüllte jeden Nerv mit immer neuem Behagen.

Und auch das Keimen und Sprossen der erwachenden Vegetation, das Singen der Vögel, das Grünen und Blühen der Bäume und Sträuche, waren besonders für Juanita, welche während ihrer langen Seereise und des mehrere Monate umfassenden norddeutschen Winters dies ganze Leben der Natur hatte entbehren müssen, eine unversiegbare Quelle des Entzückens. Zwar war es nicht die Pflanzenpracht ihres Heimathlandes Mexiko, welche sie hier traf, und statt der hohen Palmen konnte nur ein sehr bescheidener Apfelbaum über ihrem Haupte rauschen, und die Stelle blühender, köstlich duftender Orangenhaine mußte von den Stachelbeerbüschen und den Kohlbeeten des bescheidenen Bürgergartens vertreten werden. Doch es war ja Frühling, und an ihrer Seite durfte stundenlang der Heißgeliebte ihres Herzens sitzen, sie konnte ungestört in ihrer Muttersprache mit ihm scherzen und kosen, und die heimischen Nationallieder, welche er mit seiner gutgeübten Tenorstimme sang, auf ihrer Guitarre begleiten. So waren es unbeschreiblich glückliche Stunden, welche das junge Mädchen jetzt oft auf der ungehobelten Holzbank unter der bescheidenen Bohnenlaube in diesem Garten an der Seite des Geliebten verleben durfte, und ihre Seligkeit war so groß, daß

sich ihr dunkeles, feuriges Auge oft mit süßen Thränen der Freude darüber erfüllte. Wie dankte sie in inbrünstigem Gebete auf den Knieen Gott, daß er ihr armes, schon so verwaistes Herz jetzt mit solcher Freude erfüllte, und welche Opfer gelobte sie mit dankbarem Sinne der Jungfrau Maria dafür zu spenden, sobald sie nach Spanien zurückgekehrt sei. Zwar dröhnte oft der dumpfe Kanonendonner der Belagerung in den stillen Garten hinein, und von der Gasse her ward das Geräusch der marschirenden Kriegerschaaren, welche gegen den Feind zogen, oft auch wohl das Gebrüll und Gesinge der jetzt sehr aufgeregten Volkshaufen hörbar; was kümmerte sich jetzt aber wohl die Spanierin um all' dies früher ihre Ohren so höchst peinlich berührende Geräusch? Ihre Welt lag ja allein in diesem Garten, ihr Glück war nur der an ihrer Seite jetzt in ungestörter Sicherheit sitzende Geliebte, dessen Glieder alltäglich mehr wieder erstarkten und dessen bleiche Wangen die Röthe der zurückkehrenden Kraft und Gesundheit wieder färbte.

Der junge Officier theilte, wenn sein Herz auch von zärtlichen Gefühlen für das holde Mädchen, welches ihn jetzt so innig liebte, erfüllt wurde, sonst lange nicht in gleichem Grade deren unge-

trübte Freude. Im Gegentheil sogar, er war oft sehr verstimmt und nachdenkend, und es bedurfte der süßen Worte Juanita's, um seine Stirn zu glätten und den Groll von seinen Lippen zu bannen. Mit voller Hingebung war er Soldat, und der glühendste Ehrgeiz, sich in seinem Stande auszuzeichnen und durch eigenes Verdienst militärischen Rang und Ruhm zu erringen, erfüllte seine Brust. Und jetzt war er — theilweise wohl mit durch eigene Sorglosigkeit — ein Gefangener geworden, und während seine Kameraden draußen vor den Wällen in heißem Streite kämpften, mußte er selbst in müssiger Gefangenschaft seine Zeit verträumen. Und wie lange diese Gefangenschaft dauern, ob nicht noch Monate oder gar Jahre vergehen würden, bis er seine Freiheit wieder erhielt, wer konnte dies wissen? War ja ohnehin schon in Stralsund der Plan aufgetaucht, daß man alle Gefangenen der sicheren Bewahrung, so wie einen Theil der Frauen und Kinder ihres eigenen Schutzes wegen zu Schiffe nach der schwedischen Küste überführen solle. War dies aber erst geschehen, so mußte er befürchten, auf unbestimmte Zeit hin in der Gefangenschaft zu verbleiben. Und wenn er nun wirklich endlich zum Friedländischen Heere zurückkehren durfte, so war es noch sehr ungewiß, ob

ihm dort ein freundlicher Empfang zu Theil würde. Der Herzog von Friedland belohnte zwar alle Verdienste seiner Officiere mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit, bestrafte aber alle Pflichtverletzungen dafür auch wieder mit rücksichtsloser Strenge. So mußte sich jeder Officier, der in Gefangenschaft gerathen war, später der strengsten Untersuchung unterziehen, und ging er nicht völlig gerechtfertigt daraus hervor, konnte ihn nur der allermindeste Vorwurf der Pflichtverletzung, Sorglosigkeit oder wohl gar der Feigheit treffen, so ließ ihn der strenge Herzog unerbittlich cassiren und vom Heere fortjagen. Alle diese trüben Bilder zogen fort und fort vor die Seele des jungen Spaniers, und immer dringender und dringender ward mit der zurückkehrenden Kraft des Körpers auch die Sehnsucht nach endlicher Befreiung. Selbst die Liebkosungen Juanita's, ihre süßen Worte, ihre anmuthigen Tändeleien und die liebevollen Blicke ihrer schönen Augen konnten diesen Wunsch nach Befreiung und Flucht aus Stralsund bei dem jungen Officier nicht unterdrücken. Sollte diese Flucht aber gelingen, so war die Hülfe des Mädchens dabei unentbehrlich, das sah er bald immer mehr ein. Sie besaß das Vertrauen des Schiffers Bradhering, und konnte unbefangen ihn über die Oertlichkeit

der Stadt ausfragen, kurz, gar Manches erfahren, was ihm, dem Gefangenen, unmöglich gewesen wäre. So wandte der Officier sich denn nach einigen vorherigen Einleitungen mit der Bitte an die Geliebte, sie möge seine Flucht unterstützen und mit ihm vereint heimlich aus der Stadt in das Friedländische Lager zu fliehen versuchen. Als das Mädchen zuerst diese Worte vernahm, da zuckte sie schmerzlich davon berührt zusammen, und ihre Wangen färbten sich mit der Röthe der Verlegenheit. Mit einem Manne, und mochte sie diesen auch noch so sehr lieben, allein in ein Lager zu fliehen, schien ihr so unweiblich, und verletzte ihren mädchenhaften Stolz so sehr, daß sie sich kaum an diesen Gedanken gewöhnen konnte. Auch widerstrebte es ihrem Gefühl, die Güte des Schiffers Bradhering, dem sie so Vieles verdankte, und der sie, die Unbekannte, mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt bisher in seinem Hause behandelt hatte, jetzt mit solchem Undank zu vergelten, und sich förmlich in sein Vertrauen einzuschmeicheln, um es dann nachher desto ärger zu täuschen. So warf dieser Antrag des Geliebten den ersten finstern Schatten über das lichte Glück, dessen sie sich bisher in ihrer Liebe zu ihm so ungestört hatte erfreuen dürfen. Doch was vermögen die beredten Worte eines gewandten

Mannes nicht Alles bei einem ihn mit ihrem ganzen ungetheilten Selbst liebenden Mädchen! Der Officier, der den peinlichen Eindruck bemerkte, den sein Antrag auf Juanita gemacht hatte, war vorsichtig genug, an demselben Tage nicht wieder darauf zurückzukommen. Er wollte ihr Gelegenheit geben, über seine Worte allein nachzudenken um sie so allmälig mehr an deren gewichtige Bedeutung zu gewöhnen. Es war eine schlaflose Nacht, welche die Arme auf ihrem Lager zubringen mußte, so sehr hatte diese Bitte des heißgeliebten Mannes die verschiedensten sich einander bekämpfenden Empfindungen bei ihr geweckt. Am andern Morgen schon wiederholte der Officier sein Gesuch auf's Neue. Er wußte ihr mit beredter Zunge die Nachtheile zu schildern, welche ihm aus dieser Gefangenschaft erwüchsen, und wie groß seine Sehnsucht, wieder zu seinen Kameraden zu kommen, sei. Dabei ließ er seine Befürchtungen, vielleicht in die Gefangenschaft nach Schweden geführt und dadurch auf lange Jahre von der Geliebten getrennt zu werden, geschickt einfließen, vergaß aber auch nicht zu erwähnen, daß er im Friedländischen Lager auf die leichteste und sicherste Weise mit der Geliebten durch einen katholischen Feldprediger vor dem Altar den Segen der Kirche

empfangen könne, was Alles in Stralsund unmöglich sein würde. Wie zu erwarten war, siegte seine Ueberredungskunst vollständig bei dem Mädchen. Sie hatte zwar noch einen schweren, aber nur kurzen Kampf in ihrem Innern zu bestehen, dann war sie überwunden und gab ihm das Versprechen, seine Flucht, so weit dies ihr möglich sei, vorzubereiten und zu unterstützen, und dann solche auch gemeinsam mit ihm zu unternehmen.

Der Officier gab nun Juanita die nöthigen Anweisungen, wie sie sich jetzt benehmen solle, um das, was ihm nöthig war, zu erfahren. Sie solle sich möglichst oft mit dem Schiffer Bradhering unterhalten; es versuchen, unter dem Vorwande, daß ihr viele Bewegung nöthig sei, ihn auf manchen Gängen im Hafen zu begleiten, die Oertlichkeit sich genau ansehen und auf Alles genau achten, was ihnen etwa bei der Flucht nützlich sein könne. Um von sich selbst einen etwaigen Verdacht mehr abzuleiten, stellte der Gefangene sich jetzt wieder schwächer und kränker, als er in der That es war, und verließ auch sein Kämmerlein nur selten.

Es widerstrebte zwar der Spanierin ungemein, jetzt bei Bradhering eine heimliche Ausspäherin zu machen, mit Falschheit sein Vertrauen zu erwerben, sich förmlich bei ihm einzuschmeicheln, und ihn

nachher zu täuschen; doch da sie dem Geliebten das Versprechen, dies zu thun, nun einmal gegeben hatte, so strebte sie auch jetzt danach, es vollständig zu erfüllen. Sie suchte daher möglichst viel mit dem Schiffer zusammenzukommen, heuchelte ein Interesse für die Vertheidigung der Stadt, welches ihrem Innern sehr fern war, unterhielt sich mit ihm in der spanischen Sprache, die er von seinen häufigen Fahrten nach Spanien ziemlich fertig reden konnte, über manche Maßregeln, und begleitete ihn mitunter bei seinen Gängen nach dem Hafen, wenn er die Ausrüstung und Absendung der Kaperschiffe und bewaffneten Boote besorgte. Der alte Schiffer selbst war eine viel zu ehrliche und treue Natur, als daß er nur im entferntesten an die Möglichkeit dachte, daß das junge Mädchen, die er vom Tode gerettet und bisher so väterlich gepflegt hatte, alles dies nur that, um Verrath gegen ihn zu üben. So freuete er sich denn jetzt dieser vermehrten Theilnahme seiner schönen Pflegetochter, wie er Juanita selbst mitunter aus Scherz wohl nannte, forderte sie häufig auf, ihn auf seinen Gängen zu begleiten, und theilte ihr Alles mit, was sie nur zu wissen wünschte. Kaum einige Wochen waren vergangen, so hatte Juanita sich bereits eine solche Localkenntniß ver-

schafft, daß ihr die Flucht dadurch ungemein erleichtert wurde. Sie wußte, daß der Schiffer einen Schlüssel zu einem kleinen Pförtlein in der Stadtmauer, welches nach dem Hafen führte, besaß, da er bei seinen vielen eiligen Gängen dahin dieses oft benutzte, und hatte sich auch den Platz gemerkt, wo er solchen in seiner Wohnstube aufzuhängen pflegte. Eben so wußte sie, wo sein kleines Handboot mit den dazu nöthigen Rudern im Hafen lag, und auf welche Weise solches von dem Pfahl, an den es geschlossen war, gelöst werden konnte. Auch die Losung hatte sie sich alle Tage, gleichsam aus Scherz, um das schwere deutsche Wort nachzusprechen, von dem Alten sagen lassen. Auf Anweisung des Officiers, der mit ihren Fortschritten, die sie ihm täglich mittheilen mußte, sehr zufrieden war, hatte Juanita auch zwei Matrosenkleidungen und die breitkrämpigen, dazu gehörigen Wachstuchhüte sich heimlich zu verschaffen gewußt, indem sie vorgab, sie wolle zwei arme Seeleute, welche bei der Vertheidigung der Stadt schon verwundet waren, nach ihrer Entlassung aus dem Hospital damit beschenken.

So war denn Alles zur Flucht vorbereitet, und der Officier konnte die Nacht, in welcher solche geschehen sollte, bestimmen. Ein tiefes Gefühl der Trauer er-

füllte das Herz der jungen Spanierin, als sie den letzten Abend in der Wohnstube des Schiffers, wo ausnahmsweise einmal wieder die ganze Familie vereint war, verbrachte. Der Alte hatte stets so wahrhaft väterlich für sie gesorgt, seine Frau und Grethchen ihr, dem fremden, verlassenen Mädchen, so unausgesetzte Freundlichkeit bewiesen, daß es sie tief niederdrückte, dies Alles jetzt mit schnödem Undank zu vergelten und das arglose Vertrauen dieser braven Leute durch berechnete Falschheit zu täuschen. Sie erschien sich selbst ungemein verächtlich, ja sogar verabscheuenswerth in diesem Augenblick, und es kam mitunter das Gefühl über sie, als müsse sie von ihrem Vorhaben zurücktreten und die heimliche Flucht unterlassen. Aber ihre Liebe zu dem Officier war so mächtig, seine Worte, womit er sie gebeten, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen, ertönten so lebhaft in ihrem Ohr, das verlockende Ziel der Vereinigung mit dem Geliebten ihrer Seele durch des Priesters Hand im Friedländischen Lager schwebte so reizend vor ihrem Auge, daß dieser Vorsatz bald wieder in sein Nichts verschwand. Sie mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um diesen jähen Zwiespalt, der ihr Gemüth zerriß, nicht auch äußerlich zu verrathen, und bestrebte sich, eine Lustigkeit zu heucheln, die ihrem

Innern sehr fern lag. Sowohl der Schiffer wie auch seine Ehefrau und Tochter waren aber von den großen Anstrengungen, welche sie fast unausgesetzt bei der Vertheidigung und Sorge für das Wohl der Stadt Stralsund entwickelt hatten, an dem heutigen Tage körperlich so ermüdet und geistig so abgespannt, daß sie diesen aufgeregten Zustand der jungen Spanierin nicht weiter beachteten. Sie sehnten sich Alle nach Ruhe, und so trennte sich nach eingenommenem Nachtmahl die ganze Familie sehr bald wieder, um ihre verschiedenen Schlafstätten zu suchen. Günstiger konnte es die Spanierin nicht treffen, und mit zitternder Hand nahm sie bald den Schlüssel zu dem Pförtchen in der Stadtmauer von dem Nagel im Wandschrank, und eilte damit auf ihr Zimmer. Bevor sie aber dort sich in die Matrosenkleidung vermummte und den breitkrämpigen Hut aufsetzte, schrieb sie mit fliegender Hast einen kurzen Brief an Bradhering, den sie alsdann auf den Tisch vor ihrem Bett legte. Sie bat darin um seine Verzeihung für das, was sie jetzt gethan hatte, flehte ihn an, ihrem Andenken nicht zu sehr zu zürnen, da die Macht der Liebe, die sie jetzt zur Flucht getrieben, so groß sei, daß sie trotz alles inneren Kampfes dagegen keinen Widerstand leisten könne. Nachdem sie

noch ihren Schmuck und ihre anderweitigen Papiere zu sich gesteckt und in einem kurzen, aber inbrünstigen Gebete vor dem Crucifix in ihrem Kämmerlein den Schutz des Himmels zu ihrem jetzigen Vorhaben angefleht hatte, klopfte sie mit leisem Finger an die Zimmerthür des Geliebten. Auch dieser war schon vollständig als Matrose gekleidet, und hatte dabei ein scharfes, langes Dolchmesser unter seinen weiten „Schanzlooper“ geschnallt.

So geräuschlos als möglich und ohne weiter viele Worte mit einander zu wechseln, schlichen nun Beide aus dem Hause in den Garten, und von dort durch einen von innen zu öffnenden Thorweg auf die Straße. Einen langen, dankbaren Blick warf die Spanierin noch auf dies Haus, in dem ihr Leben eine so entscheidende Wendung gefunden hatte, und ein stilles, aber warmes Gebet für das Wohl der braven Familie, der sie so Vieles verdankte, und die jetzt ruhig den sanften Schlaf der Ermüdung nach gehabter Anstrengung für das Wohl der Vaterstadt schlief, ohne zu ahnen, daß eine Verrätherin heimlich aus ihrer Mitte entfloh, entstieg ihrer Brust. Die Nacht, welche der Officier für diese Flucht gewählt hatte, war sehr günstig. Schwere Regengüsse strömten von dem tiefdüstern Himmel auf die Gassen, ein ziem-

lich heftiger Wind peitschte die Fluth gegen den Hafendamm, und wen nicht das strengste Gebot dazu zwang, der weilte jetzt gewiß nicht im Freien, sondern suchte ein schützendes Obdach. Ohne Personen zu begegnen, eilten Beide auf dem abgelegensten Wege, den Juanita sich sorgsam eingeprägt hatte, zu dem Pförtlein, welches aus der Stadt nach dem Hafen führte. Der mitgenommene Schlüssel schloß, und ohne weitere Störung gelangten Beide auf den Hafendamm. Ein schwieriger Theil ihrer Flucht war somit zwar glücklich vollbracht, weitere Schwierigkeiten und Gefahren standen aber noch bevor.

Es kostete bei der großen Dunkelheit und dem strömenden Regen der Spanierin keine geringe Mühe, das kleine und schnelle Boot, welches der alte Schiffer stets zu benutzen pflegte, wenn er zu den Kaperschiffen fuhr, zu finden. Endlich war ihr dies gelungen, und Beide wollten schon das von der Kette gelöste Fahrzeug besteigen und vom Lande abstoßen, als plötzlich ein rauher Anruf sie aufschreckte. Einer der Seeleute, welcher die Hafenwache besorgte, die sich vor dem strömenden Regen unter einem Schuppen verborgen hatte, war von dem Geräusch, welches das Lösen des Bootes von der Kette machte, munter geworden, und sein Ver-

dacht, was eine solche heimliche Fahrt in dieser späten nächtlichen Stunde zu bedeuten habe, ward erregt. Er eilte auf das Fahrzeug zu und rief mit seiner lauten Baßstimme die Einsteigenden an, indem er ihnen die Losung abforderte. Diese war zwar der vor Angst jetzt erbebenden Juanita bekannt, und so laut sie nur vermochte, antwortete sie: „König Gustav Adolph und Rügen." Die Losung war allerdings richtig, aber die schwache Stimme und die fremdartige Sprache, mit der sie gegeben ward, verstärkten den Verdacht des alten erfahrenen Seemanns, daß hier etwas Ungehöriges vorgehen müsse. Rasch entschlossen sprang er dem Boote nach, und bis über die Kniee im Wasser stehend, packte er dessen Rand mit seiner kräftigen Faust und schrie: „Halt, nicht von der Stelle, bevor Ihr nähere Auskunft gegeben habt, wer Ihr seid und wohin Ihr jetzt fahren wollt!"

Die höchste Gefahr war für die Flüchtlinge vorhanden, denn der Ruf des Seemanns hatte die übrige Mannschaft der Hafenwache alarmirt, und von verschiedenen Seiten erschollen schon ihre Stimmen und die schweren Tritte, mit denen sie nach dieser Stelle hineilten. Der Officier war aber keine Persönlichkeit, die gleich verzagte, sondern zu jeder raschen und energischen That bereit.

Er riß sein scharfes Dolchmesser aus dem Gürtel, und einen wilden spanischen Fluch ausstoßend, führte er damit einen starken Stoß nach der Brust seines Feindes, so daß dieser schwer verwundet zurücktaumelte und den Rand des Bootes fahren ließ. Mit seiner vollen Kraft die Ruder ergreifend, die er geschickt zu handhaben wußte, da er an der andalusischen Küste des mittelländischen Meeres erzogen war, trieb der Officier jetzt das Boot weiter in den Hafen hinein, um so seine Flucht zu ermöglichen.

Bald aber begann seine Verfolgung von allen Seiten. Die Seeleute, welche herbeigeeilt waren, fanden ihren Kameraden schwer verwundet, und erfuhren mit kurzen Worten von ihm die Veranlassung hiervon. Im nächsten Augenblicke schon waren sechs bis acht Boote, jedes mit einigen kräftigen Seeleuten bemannt, losgemacht und unter lautem Gerufe, Geschrei und Halloh geschah die Verfolgung des fliehenden Fahrzeuges. Zwar war solches in der tiefen Dunkelheit dem Auge aus nur einiger Entfernung nicht sichtbar, aber der Ruderschlag verrieth seinen Lauf, und machte es dadurch den Verfolgern möglich, in sein Fahrwasser zu kommen. Der Officier sah ein, daß es sich jetzt um sein Leben handele, und so warf er

sich in die Ruder mit einer Kraft, als sollten seine Muskeln zerspringen. Pfeilschnell flog das leichte Boot durch die schäumenden Wellen, und mitunter schien es wirklich, als sollte die kühne Flucht gelingen. Doch die Boote der Verfolger, die genau mit der Localität bekannt waren, schnitten theilweise ihm den Lauf ab, und rückten somit immer näher und näher. Auf den großen Seen, welche die Stadt Mexiko umgeben, hatte Juanita früher zum Vergnügen mitunter das Steuerruder in der glänzenden Gondel ihres Vaters geführt, damals nicht ahnend, daß sie die dadurch erlangte Fertigkeit dereinst noch dazu benutzen müsse, um an der deutschen Ostseeküste den sie verfolgenden Stralsunder Matrosen zu entfliehen. So stand sie jetzt auch hinten im Boote und führte das Steuer mit einer Kraft und Geschicklichkeit, wie solche nur die Verzweiflung dem schwachen Mädchen verleihen konnte, während der Officier, der bereits alle seine Oberkleider abgeworfen hatte, noch immer die Ruder mit unermüdeter Ausdauer handhabte. Was half es aber, da der Haufe der Verfolger immer näher rückte? Nur noch wenige Schritte war deren erstes Fahrzeug von den Flüchtlingen entfernt. Ein langer, breitschulteriger Steuermann, derselbe, der früher auf dem Schiffe

„Margarethe" des Schiffers Bradhering gedient hatte, stand am Vordertheil des Bootes, welches den Fliehenden zunächst gekommen war. Wiederholt schon hatte er sie mit seiner weitschallenden Stimme, die daran gewöhnt war, mitten im Getose des Sturmes den hoch oben in den Masten arbeitenden Matrosen Befehle zu ertheilen, angerufen, still zu halten und sich gefangen nehmen zu lassen, allein vergeblich waren alle seine Zurufungen geblieben. Da zog er ein langes Faustrohr, welches er stets in dem breiten Shawl, den er um den Leib trug, stecken hatte, hervor, spannte den Hahn, und drückte auf die hinten im fliehenden Boote stehende Gestalt los. Krachend donnerte der Schuß, und bei der geringen Entfernung hatte die Kugel trotz der Dunkelheit ihr Ziel nicht verfehlt, sondern die Brust der steuernden Juanita getroffen. Sie stieß in ihrer Muttersprache noch einen lauten Schmerzensruf aus und stürzte dann rückwärts in das Meer, dessen Wellen ihren Körper bald bedeckten. So sollte das liebende Mädchen die süßen Träume ihres Herzens nicht erfüllt sehen, und ein jäher Tod in den Wellen der Ostsee ihr Leben enden. In demselben Augenblicke, als seine Gefährtin von der Kugel getroffen wurde, erkannte der junge Officier auch, daß eine

fernere Flucht im Boote für ihn eine Unmöglichkeit geworden sei. Er war ein sehr geschickter und ausdauernder und von Jugend auf geübter Schwimmer und Taucher, und so sprang er denn jetzt mit weitem Satz in das Meer und tauchte unter. Wollte er doch lieber ebenfalls in den Fluthen seinen Tod finden, als jetzt von seinen Verfolgern im Triumph nach Stralsund zurückgebracht und dort alsbald wahrscheinlich erschossen zu werden. Das düstere Geschick hatte an dem einen Opfer dieser Flucht genug, und begünstigte fernerhin seine Kühnheit. Es war den Matrosen in den verfolgenden Booten nicht möglich, in der Dunkelheit die Gestalt eines einzelnen Schwimmers, der dazu im Meere oft untertauchte, zu erspähen, und da sie ohnehin glaubten, daß auch er wahrscheinlich ertrunken sei, so gaben sie die Verfolgung alsbald auf. Sie bemächtigten sich des jetzt leer treibenden Bootes, welches sie bald als dem Schiffer Bradhering zugehörend erkannten, und brachten solches nach der Stadt zurück, dabei erzählend, daß die beiden Personen, welche darin gesessen hatten, im Meere ertrunken wären. Im Boote lagen noch verschiedene Kleidungsstücke des fliehenden Paares und auch das Schmuckkästlein der Spanierin. Da es das bekannte Boot des

Schiffers war, in dem diese Sachen gefunden wurden, so brachte der lange Steuermann sie schon in der frühesten Morgenstunde diesem hin, ihm zugleich dabei die ganze Begebenheit der letzten Nacht umständlich erzählend. Der Schifferfamilie war die Flucht der Beiden noch unbekannt geblieben, und der Alte stutzte daher nicht wenig, als ihm der Steuermann dies Alles mittheilte, und dabei die vorgefundenen Kleider und das Schmuckkästchen übergab. Grethchen mußte sogleich in das Kämmerlein der Spanierin eilen, fand solches aber leer, das Bett noch unberührt, und auf dem Tische den Brief an den Vater, dem sie ihn sogleich übergab. Das in den wärmsten Ausdrücken des Dankes abgefaßte Schreiben enthüllte Alles und löste jeden Zweifel, daß die Entflohenen und jetzt Ertrunkenen Juanita und der gefangene Officier waren. Mit sehr gemischten Gefühlen urtheilten anfänglich Bradhering, seine Frau und seine Tochter, denen er diesen Brief übersetzte, über diese ganze Flucht. Es schmerzte sie zwar sehr, daß ihre Güte von dem jungen Mädchen mit einer solchen Treulosigkeit vergolten wurde, und besonders auch der Schiffer selbst, der seinen Schützling sehr lieb gehabt und ihm unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, war anfänglich

über diesen Verrath nicht wenig erzürnt. Bald aber überwog bei diesen ehrlichen, gutmüthigen Menschen das Mitleiden über das traurige Ende des jungen Mädchens, das so fern von der Heimath einen solchen Tod finden mußte, jeglichen Zorn. Auch die rührenden Worte, mit denen sie in dem Briefe um Verzeihung für das, was sie gethan hatte, bat, verfehlten nicht ganz ihren Eindruck. Zwar meinte der alte Schiffer, das von der leidenschaftlichen Liebe zu dem Officier sei nur dummes Zeug, und ein ordentliches Mädchen müsse sich so weit beherrschen können, um nicht bei Nacht und Nebel mit einem fremden Manne davon zu laufen, konnte aber auf der andern Seite nicht umhin zu bemerken, daß ihm der Muth, den die Spanierin bei dieser Gelegenheit gezeigt habe, nicht mißfalle, und er es beklage, wie sie ein solches Ende gefunden. Den tiefsten Eindruck machte diese ganze Begebenheit aber auf das jugendliche Gemüth von, Grethchen. Sie war zwar ein einfaches pommer'sches Bürgermädchen und somit von jeder allzu überschwänglichen Exaltation sehr weit entfernt, allein trotzdem konnte sie nicht umhin, der so früh gestorbenen Spanierin die innigsten Thränen des Mitleids nachzuweinen. Im tiefsten Grunde ihres Herzens tauchte dabei auch

wohl der Gedanke auf, daß eine solche Liebe, die weder Tod noch Gefahren scheue, eigentlich etwas Schönes sein müsse, und Juanita zu beneiden sei, daß sie mitten in deren Vollgenuß an des Geliebten Seite den schnellen Tod im kühlen Meere gefunden habe. Solche Gedanken auszusprechen, hütete sich Grethchen aber wohlweislich, denn von ihrer ruhiger fühlenden Umgebung und gar von der strengen Mutter wäre sie doch nur deswegen verspottet, oder gar ausgezankt worden.

Der alte Schiffer fuhr in Begleitung des Steuermanns am andern Morgen selbst nach der Stelle im Hafen, wo die Spanierin in das Meer gestürzt war. Er suchte emsig nach deren Leiche, allein vergeblich, das Meer gab seine Beute nicht wieder heraus, und die Gewässer der Ostsee sollten für immer den Körper der so jung und so fern von ihrer Heimath Gestorbenen, bedecken. Den Schmuck und das sonstige Eigenthum der Todten bewahrte Bradhering mit gewissenhafter Redlichkeit auf, um solches später, wenn sich eine sichere Gelegenheit bot, an deren Verwandte in Andalusien zu senden.

Der junge spanische Officier war nach seinem verzweifelten Sprunge in das Meer eine längere Zeit absichtlich untergetaucht, um seine Verfolger zu täuschen und sie glauben zu machen, daß er

ebenfalls ertrunken sei, was ihm, wie schon erwähnt, auch vollständig gelang. Als er wieder auftauchte, suchte er in der Richtung nach dem Strande, wo, wie er wußte, Vorposten des Friedländischen Heeres standen, hinzuschwimmen. Es war eine verzweifelte Anstrengung, welche er noch zu bestehen hatte, und oft schien es ihm, als müßten in dem kalten Wasser seine Glieder erstarren, seine Kräfte erlahmen, und er unrettbar den Untergang finden. Immer von Neuem arbeitete er sich aber wieder hervor, und warf sich mitunter, um Athem in die keuchende Brust zu bekommen und seine Kraft zu stärken, zum Ausruhen auf den Rücken.

Das Glück begünstigt stets den Kühnen; die Wahrheit dieses alten Spruches bestätigte sich auch jetzt wieder auf's Neue. Nach einer mehrstündigen entsetzlichen Anstrengung gelang es dem kräftigen Schwimmer, endlich den Strand in einer Gegend, wo schon Friedländische Truppen standen, glücklich zu erreichen. Gänzlich erschöpft warf er sich auf den Boden, und sein erster Gedanke war, seinem Schutzheiligen, der ihn so wunderbar geschützt hatte, inbrünstig zu danken und der Statue der Jungfrau Maria in der Kathedrale von Sevilla ein reiches Opfer zu geloben. Auf dem

öden, leblosen Strande zu Fuße weiter fortzugehen, vermochten seine Kräfte nicht mehr, nur mühsam und mehr kriechend als gehend erreichte er noch ein kleines Gebüsch nahe am Ufer, und warf sich dort auf den Boden, um sogleich in den tiefsten Schlaf der gänzlichen Ermattung zu verfallen. Konnte er sich doch jetzt ungestört solchem hingeben und überhaupt sich als gerettet betrachten, denn so weit von der Stadt kamen keine Stralsunder Truppen mehr, sondern nur Friedländische Reiterpatrouillen schweiften hier umher. Der Gedanke an den Tod des schönen Mädchens, das sich um seinetwillen geopfert hatte, erfüllte zwar den Officier mit großem Kummer, allein augenblicklich war er noch geistig viel zu abgespannt und körperlich zu ermattet, um weiter darüber viel nachzudenken. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als derbe Fußtritte und unsanftes Gerüttel den in tiefsten Schlaf Versunkenen endlich erweckten. Mühsam rieb er sich die Augen, und es kostete ihm wirklich einige Anstrengung, bis er seine Sinne so weit wieder sammeln konnte, daß er klar wußte, wo er sei und was um ihn vorgehe. Eine Gruppe wilder Krieger in zerlumpter Kleidung, bei welcher rothe, weite Mäntel und spitze, hohe Mützen von schwarzem Schaffell vor-

herrschend waren, die langen schwarzen Schnurrbärte steif mit Pech in zwei weit aus dem braunen Gesichte starrende Spitzen gedreht, umringte ihn drohend. Einige dieser Unholde hatten ihn bereits mit ihren Fußstößen und ihrem Rütteln geweckt, während ein anderer so eben bemüht war, ihm ein kleines goldenes Kreuz, welches er an einer dünnen venetianischen Kette um den Hals trug, gewaltsam abzureißen. Ergrimmt sprang der Officier sogleich auf, und ein derber Faustschlag schmetterte in das Gesicht dieses Kerls, daß er sogleich zurücktaumelte. Im nächsten Augenblicke blitzten aber schon mehrere Klingen in der Luft, und der so eben erst aus dem Meere Gerettete schwebte in der allergrößten Gefahr, sogleich jetzt in Stücken zerhauen zu werden.

„Zurück, und wagt es nicht, mich zu berühren, ich bin ein Officier des Herzogs von Friedland!" herrschte der Spanier in schlechtem Deutsch die ihn mit ihren Säbeln Bedrohenden an. Zwar verstanden solche diese Worte nicht vollständig, aber die entschlossene Haltung des jungen Mannes und auch der ihnen verständliche Name des Herzogs von Friedland imponirte ihnen so weit, daß ihre Säbel sich wieder senkten. Es waren Kroaten von dem Friedländischen Heere, dem sie als leichte

Truppen zwar sehr gute Dienste leisteten, zugleich aber auch wegen ihrer unbezwinglichen Plünderungssucht und ihrer großen Rohheit den Schrecken der Bevölkerung in allen Gegenden bildeten, in denen sie hausten. Die Kroaten steckten jetzt aber die Köpfe zusammen, um zu berathen, ob dieser fast nackte Mensch, den sie schlafend hinter dem Busche gefunden hatten, wirklich ein Officier ihres Heeres sein könne, und es schien fast, als wollten sie dieser Versicherung keinen Glauben schenken, als die zufällige Ankunft ihres Hauptmanns alle weiteren Zweifel beendigte. Dieser kannte den Spanier oberflächlich aus verschiedenen persönlichen Begegnungen, und befreite ihn somit aus der Gewalt seiner Leute.

Obgleich noch immer sehr ermüdet, war es doch die erste Sorge des jungen, ehrgeizigen Officiers, nachdem er sich bei einem Kameraden nothdürftig mit Kleidern und Waffen ausgerüstet hatte, die Meldung seiner Rückkehr persönlich bei dem Feldmarschall von Arnim abzustatten. Anfänglich empfing ihn dieser, den es erzürnt hatte, daß der Spanier sich damals aus allzu großer Sorglosigkeit hatte gefangen nehmen lassen, sehr ernst und zurückhaltend; als er aber die Geschichte dieser Flucht und die vielen Gefahren, welche der Flücht-

ling bestanden hatte, erfuhr, heiterten sich allmälig seine Gesichtszüge immer mehr und mehr auf.

„Eure Gefangennahme war eine Folge Eurer Unbesonnenheit, und Ihr hättet verdient, dafür cassirt zu werden, allein Eure jetzige Flucht gleicht dies Vergehen vollkommen wieder aus, und so will ich Euch gern verzeihen und Euch vorläufig bis auf Weiteres einen Platz in meinem Gefolge anweisen," sprach der Feldmarschall zu dem darüber hocherfreuten Officier. „Habt Ihr weiter keine Nachrichten über den Vertheidigungszustand der Stadt eingezogen, die mir von Nutzen sein könnten? Es würde den Herzog von Friedland sehr freuen, wenn ich ihm melden dürfte, daß Ihr Euch in dieser Hinsicht Verdienste erworben habt," fragte er weiter.

„Ich glaube Manches in Erfahrung gebracht zu haben, was Euch, Herr Feldmarschall, vielleicht nicht unangenehm sein wird, zu wissen," erwiderte der Spanier in seiner gebrochenen deutschen Sprache. „So weit ich erfahren, ist die Stadt vor dem Knieperthore am schwächsten befestigt, und die dort liegenden Schanzen sind noch lange nicht vollendet und daher auch am leichtesten zu erstürmen. Die beste Zeit zum Angriff dürfte aber jedenfalls des Sonntags Morgens während der Kirche sein.

Da die meisten Schanzen nur mit Bürgern, aber nicht mit fest disciplinirten Soldaten besetzt sind, so verlassen viele von diesen zur Kirchenzeit ihre Plätze, um in die Kirche zu gehen. Die ganze Stadt ist zwar von verfluchten, für immer der ewigen Verdammniß anheimfallenden Ketzern bewohnt, doch sind des Sonntags alle Gotteshäuser stets überfüllt, und die Leute drängen sich, die Irrlehren ihrer Prediger zu hören, so daß um diese Stunden alle Straßen leer und auch die Schanzen schlecht besetzt sind," sprach der Spanier mit dem ganzen Eifer des starren Katholicismus, dem er angehörte.

Ein spöttisches Lächeln zuckte bei diesen Schmähungen des Protestantismus über das faltenreiche Gesicht des Feldmarschalls von Arnim, und höhnend waren seine Worte: „Oho, der Herr ist ja ein gewaltiger Eiferer für die katholische Kirche. Muß mich nur wundern, daß Ihr dann nicht lieber die Kutte des Mönchs, als den Rock des Kriegers angezogen habt. Bei Euern Schmähungen scheint Ihr aber ganz vergessen zu haben, daß ich, der Arnim, auch der von Euch so hart geschmähten lutherischen Confession angehöre, und mir trotzdem schmeichle, meine Pflichten als Soldat gegen

den Kaiser Ferdinand und den Herzog von Friedland vollkommen zu erfüllen."

Eine tiefe Röthe der Beschämung überglühte das Gesicht des Spaniers, denn in seinem intoleranten Eifer hatte er es ganz vergessen, daß der aus einer alten Adelsfamilie der Mark Brandenburg stammende, und jetzt nur aus übermäßigem militärischen Ehrgeiz in die Dienste des Kaisers getretene Feldmarschall von Arnim ebenfalls ein Protestant war.

„Der Herr Feldmarschall wollen mir meine Worte verzeihen; es war in der That meine Absicht nicht, Euch zu beleidigen," sprach er sehr verlegen.

„Will's Euch gern glauben, Herr. Uebrigens kann der Feldmarschall von Arnim von einem einfachen Hauptmann, wie Ihr seid, auch gar nicht beleidigt werden," antwortete dieser hochmüthig, fuhr dann aber minder schroff fort: „Für Eure Nachrichten, die Ihr mir mitgetheilt habt, danke ich Euch, sie können mir vielleicht von Nutzen sein. Geht jetzt in Euer Zelt, ruhet Euch aus, und schafft Euch dann die nöthigen Waffen und Rüstungen wieder an, wozu Ihr hundert Ducaten aus meiner Feldkasse entnehmen könnt. Sollte ich am nächsten Sonntag wirklich vor dem Kniepers-

thore stürmen, so werde ich Euch der Sturmcolonne als Führer mitgeben, dann ist genug Gelegenheit zur Auszeichnung für Euch vorhanden."

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich der Officier, um in dem Zelte eines Waffenfreundes zuerst die Ruhe zu suchen, und dann die nöthige Ausrüstung zu besorgen.

Bei der wiederkehrenden Kräftigung seines Körpers trat jetzt aber auch die Erinnerung an die Schrecknisse dieser Nacht und den großen Verlust, den er durch den Tod von Juanita erlitten, mit voller Kraft in seine Seele zurück. Solche tiefe Alles verzehrende Leidenschaft, wie das Mädchen für ihn gefühlt, hatte er zwar niemals für sie gehegt, denn dazu war er selbst ein zu egoistischer und vom brennendsten Ehrgeiz beseelter Charakter; die Anmuth, Schönheit und unbedingte Liebe des jungen Mädchens für ihn hatten jedoch auch sein Herz nicht unberührt gelassen, und er war, so weit ihm dies überhaupt möglich, ebenfalls von Liebe für sie erfaßt worden. Und nun, wo er hoffen durfte, sie ganz besitzen und mit ihrer Hand auch zugleich die sehr beträchtlichen Landgüter, welche, wie er wußte, in Andalusien ihr einst zu eigen fielen, zu erhalten, hatte die rohe Faust eines gemeinen Stralsunder Bootsmannes ihr den Tod

gegeben, und ohne daß es ihr vergönnt gewesen, je zur vollen Entfaltung zu gelangen, ruhte diese zarte Blume des Südens nunmehr für immer auf dem Grunde des nordischen Meeres. Heiße Thränen des Schmerzes, zugleich aber auch des wüthenden Zornes rannen bei diesen Betrachtungen jetzt in seinem einsamen Zelte über die Wangen des spanischen Officiers. Rache, glühende Rache für den Tod des Mädchens war jetzt sein sehnsüchtigster Wunsch, und bei Allem, was ihm heilig war, gelobte er sie im Blute der Feinde zu rächen und gegen keinen Bewohner von Stralsund jemals auch nur das mindeste Erbarmen mehr zu zeigen. Daß er selbst als verwundeter Gefangener in dieser Stadt so edelmüthig aufgenommen und der freundlichen Sorge des Schiffers Bradhering wesentlich mit die Erhaltung seines Lebens verdankte, hatte der Spanier in seinem leidenschaftlichen Hasse jetzt schon gänzlich wieder vergessen. Wie auf den höchsten Festtag seines Lebens freute er sich jetzt auf den Tag, wo er die Sturmcolonne gegen das Kniepertbor anführen sollte, denn nicht allein Ruhm und Auszeichnung, sondern, was er jetzt noch mehr begehrte, Rache für den Tod der Geliebten hoffte er dann zu erlangen. Dies waren die Betrachtungen, welche in den nächsten Tagen

die Brust des spanischen Officiers fast ausschließlich erfüllten.

Ein schöner, milder Maitag, wie der deutsche Norden ihn leider nur zu selten kennt, lag über der Stadt Stralsund. Zwar waren die mächtigen Thore der Wälle fest verschlossen, und die von Feinden stark besetzte Gegend rings umher durfte von den Bewohnern nicht betreten werden, allein innerhalb der Mauern selbst gab es doch manche Gärten, und auch mehrere öffentliche Plätze waren mit hochstämmigen, jetzt in ihrer vollen Blüthenpracht stehenden Lindenbäumen bepflanzt. So durften die wackeren Bewohner der hart bedrängten Stadt doch auch in diesem traurigen Frühling nicht ganz auf den Genuß, blühende und grünende Bäume zu sehen und mit dem Duft der frisch sprossenden Pflanzen ihre von dumpfer Stadtluft erfüllte Brust zu erquicken, verzichten. Dazu herrschte die Ruhe des Sonntags, der von unseren Vorfahren mit ihrem wackern Sinn noch ungleich mehr gefeiert wurde, als dies leider in unserer Gegenwart mit ihrer frivolen Gesinnung, übermäßig gesteigerten Erwerbsgierde und eitlen Vergnügungslust, welche den gesunden Kern des Volkslebens immer mehr zu vergiften droht, der Fall ist. Alle Werkstätten und Kaufmannsgewölbe

waren geschlossen, jeder Handel und Wandel, der sonst die engen Straßen der alten Hansestadt mit geräuschvollem Lärm erfüllte, ruhte gänzlich.

Von dem hohen Thurme der Marienkirche, dieser Zierde Stralsunds, rief der feierliche Ton der großen Kirchenglocken die Gläubigen in die weit geöffneten Gotteshäuser, und bald einte sich damit das Geläute von den Thürmen der anderen Kirchen, deren die Stadt mehrere zählte, in harmonischem Zusammenklang.

In ihren besten Feiertagsgewändern kamen jetzt die Bürger mit ihren Frauen und Kindern, in geziemender Entfernung von ihnen, wie es der streng beobachtete Brauch vorschrieb, das Hausgesinde, mit langsamen, würdevollen Schritten durch die stillen Gassen einhergegangen, um sich in die Kirchen zu begeben. Wen nicht die allerdringendsten Geschäfte davon abhielten, oder Krankheit an das Haus fesselte, der hielt es mit Recht für unpassend, an einem Sonn- oder Feiertage den Besuch des Gottesdienstes zu versäumen. Die Feiertracht der Kaufherren und wohlhabenden Handwerker der verschiedenen Gilden war durchgehends fast von schwarzem Tuch; den Degen trug Jeder dabei mit wohlberechtigtem Stolze an seiner Seite. Nur die Seefahrer zeichneten sich durch

ihre kurzen weiten Röcke von dunkelblauem Tuche aus, und auch ihre Entersäbel, welche sie am breiten Riemen um den Leib geschnallt trugen, waren weit kürzer, dabei aber schwerer und breiter in der Klinge, als die Waffen der anderen Bürger.

Wie er es stets gewohnt war, wenn er seine Zeit am Lande zubrachte, so ging auch der alte Schiffer Bradhering an der Seite seiner Ehegattin jetzt zur Kirche. Nur Grethchen, das blondhaarige Töchterlein, die sonst unabänderlich mit sittsam niedergeschlagenen Blicken, wie es damals die Sitte jedem jungen Mädchen auf dem Kirchengange strenge vorschrieb, die Eltern begleitete, fehlte diesmal. Werkthätige Barmherzigkeit, aber keine laue Gleichgültigkeit gegen den Gottesdienst, denn solche war ihr fern, hielt jetzt das junge Mädchen von der ihr werth und theuer gewordenen Gewohnheit des sonntäglichen Kirchenbesuches ab. Es lagen in dem Siechhause mehrere schwere Kranke und Verwundete, welche einer unausgesetzten Pflege bedurften, und da die anderen Wärterinnen durch den täglichen Dienst bei Tag und Nacht schon sehr erschöpft waren, so hatte Grethchen mit ihrer freundlichen Gefälligkeit sich erboten, jetzt allein ihre Stellen zu vertreten, damit sie durch den Kirchenbesuch sich an Leib und Seele

wieder stärken könnten. So waltete denn das junge Mädchen jetzt allein in dem weitläufigen Gebäude, welches zum Siechhause eingerichtet war, und suchte mit geschäftiger Thätigkeit, so weit ihre Kräfte dies erlaubten, die Leiden der ihrer Pflege anvertrauten Verwundeten möglichst zu lindern. Die Sitte des regelmäßigen Kirchenbesuches an jedem Sonntag stand aber in Stralsund damals so fest, daß selbst der größte Theil der mit der Bewachung der Schanzen und Wälle beauftragten Bürger sich ihr nicht entziehen zu dürfen glaubte. Die Mannszucht war ohnehin, wie dies stets bei bewaffneten Bürgern, mögen solche auch für die Vertheidigung des eigenen Herdes sonst noch so wacker kämpfen, der Fall sein wird, nur zu sehr nachlässig, und so verließen denn die meisten Bürger ohne Weiteres ihre Posten, um in die Kirche zu gehen. In ihrer naiven Unschuld konnten sie es gar nicht für möglich halten, daß ein Heer, welches angeblich für religiöse Zwecke kämpfte, den Sonntag und nun gar die Zeit des Gottesdienstes durch einen Angriff entheiligen und während dieser Stunden Blut vergießen würde. Aeußerten doch mehrere Bürger, als ihre Vorgesetzten ihnen über die Verlassung ihrer Posten Vorstellungen machten, ganz unumwunden, daß

während des Gottesdienstes unmöglich ein Ueberfall zu besorgen sein würde, denn solche arge Heiden und schwere Sünder, um das zu thun, wären die Friedländer sicherlich nicht, und sogleich nach beendeter Kirche würden sie ohne Weiteres schon wieder auf ihre Posten zurückkehren und jeglichen etwaigen Angriff mit blutigen Köpfen zurückschlagen.*) Die wenigen regulären Truppen, welche die Stadt hatte, wozu auch das Fähnlein des Hauptmanns von Blücher gehörte, waren an diesem Tage aber von der Wache abgelöst, um sich von den wiederholten Kämpfen, welche sie in der letzten Zeit bestanden hatten, wieder etwas erholen zu können. Größtentheils lagen die Soldaten jetzt in ihren Quartieren und pflegten der Ruhe, da sie die letzten zwei Nächte unaufhörlich auf den Beinen gewesen waren; mehrere Officiere aber, und darunter der Hauptmann von Blücher und der Fähndrich von Rechow, befanden sich ebenfalls in der Kirche.

Während in Stralsund aber Ruhe und Frieden herrschte und Glockengeläute und Orgelklang, begleitet von dem frommen Gesange der andächti-

---

*) Dieser sonntägliche Ueberfall und die Art und Weise der Entdeckung ist streng historisch.

gen Gemeinde, statt Waffengeklirr und Kanonendonner, wie leider in letzter Zeit nur zu oft die Luft durchdrang, herrschte draußen im Friedländischen Lager eine ganz andere Thätigkeit. Eine Sturmcolonne von achthundert Mann aus dem Regiment des Obersten Verdugi, größtentheils Männer aus der Lombardei und dem italienischen Theile von Tyrol, mit besonderer Auswahl ausgesucht, ward gebildet. Nebst den dazu gehörigen Officieren war der spanische Officier mit der Führung dieser Colonne beauftragt. Er hatte sich bereits wieder vollständig mit Wehr und Waffen ausgerüstet, und dabei, um seine Trauer selbst äußerlich zu zeigen, sowohl Wamms und Hosen von schwarzem Sammet machen lassen, wie auch einen schwarzen Brustharnisch umgeschnallt und eine schwarze Sturmhaube auf sein noch bleiches Haupt gesetzt. Nur die breite, blutrothe Friedländische Feldbinde war das einzige Farbige an seiner ganzen Kleidung.

Fester Muth leuchtete aus den Zügen des jungen Spaniers, und drohende Blitze der Rache schleuderten seine Augen gegen die feindliche Stadt, deren Thürme jetzt so klar in der hellen Frühlingsluft vor ihm lagen. Bevor er sein Zelt verließ und sich an die Spitze der Sturmcolonne

begab, that er einen Schwur, den Tod der Geliebten blutig zu rächen, und am heutigen Tage entweder als Sieger in die Stadt, welche er als Flüchtling verlassen hatte, wieder einzuziehen, oder mit dem Schwerte in der Hand zu fallen. Wie ihr junger Führer waren auch die alten, vielversuchten Soldaten des Regiments Verdugi zum hartnäckigsten Kampfe bereit. Man hatte ihren religiösen Fanatismus auf das äußerste aufgestachelt, und der Jesuit, der das Regiment als Feldpater begleitete, hielt vor dem Abmarsch eine eigene Rede, in der er Allen, welche jetzt für den Schutz der Jungfrau Maria muthig kämpfen würden, die ewige Seligkeit und vollgültigen Ablaß aller Sünden versprach, etwaigen Feiglingen aber die Strafe eines tausendjährigen Fegfeuers zuerkannte. So etwas half aber schon, besonders bei den stets sehr zur Bigotterie geneigten Tyrolern. Um aber auch die irdischen Gelüste dieser zur Sturmcolonne auserwählten Mannschaft mehr anzuspornen, hatte man ihnen die Plünderung der Stadt versprochen, wenn ihnen deren Erstürmung wirklich gelingen würde. Bei den sehr habgierigen Italienern war dies nun ein mächtiger Sporn, und ihre lebhaften Augen glänzten vor Freude bei dem Gedanken, daß die wegen

ihres Reichthums allgemein bekannte Handelsstadt vielleicht schon in wenigen Stunden wehrlos in ihre Gewalt gegeben sein würde, und sie dann in deren Häusern so recht nach Willkür hausen dürften. Bevor aber die Colonne abrückte, las der Feldpater noch eine Messe vor deren Reihen, und ertheilte dann Allen feierlichst seinen Segen.

In größter Eile und möglichster Stille rückte die Colonne nun ab. Gleich einer großen, dunkeln, nur Unheil bringenden Schlange wand sich ihr Zug durch die grünenden und blühenden Felder. Ein kleines Gebüsch, zwischen der Schanze vor dem Knieperthore und dem Friedländischen Lager gelegen, welches man städtischerseits leider versäumt hatte, rechtzeitig zu zerstören, begünstigte sehr diesen heimlichen Ueberfall, indem es den Anmarschirenden gestattete, sich unbemerkt zu nähern. So schwebte die Stadt wirklich in der größten Gefahr, jetzt durch diesen kühn angelegten und geschickt geleiteten Handstreich genommen zu werden.

Zum Heil des Protestantismus in ganz Norddeutschland, der durch diese Eroberung von Stralsund einen harten Schlag erlitten haben würde, ward dies Unternehmen aber noch rechtzeitig verhindert. —

Von dem obersten Stockwerk des Siechhauses,

in welchem Grethchen jetzt während des Gottesdienstes in echt christlicher Werkthätigkeit die Dienste der Pflegerin übernommen hatte, vermochte man die Stelle vor dem Kniepertthore, gegen welches der feindliche Angriff gerichtet werden sollte, besonders gut zu übersehen. Die erstickende Luft in den Krankensälen hatte die Brust des jungen Mädchens sehr beengt, und da gerade alle ihre Pfleglinge eines kurzen Schlummers sich erfreuten und somit ihrer Sorge nicht bedurften, ging sie in ein stilles, etwas entlegeneres Zimmer, und öffnete das Fenster, um sich an dem Balsam des Frühlingshauches, der dort über den Wall her eindrang, so recht zu erfreuen. Sinnend stand das junge Mädchen an dem geöffneten Fenster, und ließ, in tiefe Gedanken versunken, den Blick ihrer klaren Augen über die so wohlbekannte Gegend schweifen. Ein neuer Gegenstand war seit wenigen Tagen vor ihre Seele getreten, und wenn ihre Ruhe auch noch weiter nicht dadurch gestört wurde, so konnte sie doch nicht umhin — fast wider ihren Willen — in den wenigen müssigen Augenblicken, die ihr bei ihrer angestrengten Thätigkeit blieben, immer von Neuem wieder an ihn zu denken. Schon wiederholt war ihr ein stattlicher junger Krieger in zwar einfacher, aber sehr passender Kleidung begegnet,

dessen ganze Erscheinung unwillkürlich sogleich ihre Aufmerksamkeit fesselte. Es lag etwas so Festes, Sicheres, und dabei ein so echt ritterliches Wesen in seinem ganzen Auftreten, daß sie sich selbst gestehen mußte, einen Mann, der ihm hierin gleichkomme, bisher noch niemals in ihrer Vaterstadt erblickt zu haben. Fast sich ihrer Neugierde schämend, hatte sie sich nach dem Namen dieses so stattlichen fremden Officiers erkundigt, und dabei erfahren, daß es ein mecklenburgischer Edelmann von Blücher sei, der jetzt zeitweilig ein Fähnlein der fremden Truppen, welche die Stadt Stralsund angeworben habe, befehligte. Zwar erkannte das Mädchen mit ihrem einfachen, verständigen Sinne alsbald die tiefe Kluft, die zwischen ihr, der Stralsunder Schifferstochter, und dem Edelmann lag, und doch konnte sie nicht umhin, immer und immer von Neuem wieder an diesen Officier zu denken.

Und wie sie nun jetzt an dem heitern, sonnigen Sonntagsmorgen wieder sinnend an dem offenen Fenster des Siechhauses stand, und dabei des Orgelklanges lauschte, der in leisen Accorden aus der Kirche bis zu ihr hertönte, da war es ihr plötzlich, als sehe sie durch die grünen Büsche vor dem Knieperthore den Glanz von Waffen blitzen. Sie hielt dies anfänglich für einen Zufall und

eine Täuschung des Auges, und wollte, weiter nicht darauf achtend, schon ihren Platz am Fenster verlassen, um sich in die unteren Zimmer zurückzubegeben; aber es war förmlich, als zwänge eine innere Gewalt sie zu erhöhter Aufmerksamkeit. Und je mehr sie sich die Augen wischte, je dringender sie ihren scharfen Blick nach jenem Platze hin richtete, je deutlicher erkannte sie bald, daß eine große Schaar bewaffneter Männer sich durch die Büsche dem Thore vorsichtig nähere. Anfänglich kam ihr zwar der Gedanke, es könne dies vielleicht ein Trupp der Stralsunder Soldaten sein, der von einem Streifzuge zurückkehre. Die Hand schützend vor das Auge haltend, um es vor dem Schein der Sonne besser zu bewahren, sah sie mit der größten Anstrengung nach der verdächtigen Stelle hin. Einige Augenblicke verbarg ein dazwischenliegendes dichteres Gebüsch ihr bald den Anblick der ganzen Schaar, dann aber erkannte sie hell und klar die rothe, weithin leuchtende breite Feldbinde über der Schulter eines einzelnen Mannes, der, dem übrigen Haufen mehrere Schritte vorauseilend, nunmehr schon aus den Büschen hervortrat. Plötzlich durchzuckte sie jetzt der Gedanke, daß diese Krieger zum Friedländischen Heere gehören müßten, und mit dem Ganzen ein heimli=

cher Ueberfall der Stadt beabsichtigt würde. Und so wie ihr dieser Gedanke gekommen, da gewann das muthige Mädchen auch sogleich die Geistes-gegenwart zum schnellsten Handeln. Im eiligsten Laufe stürzte sie die Treppen hinab und auf die Straße, um sofort die Stadt zu alarmiren. Schon wollte sie aus der Thür des Siechhauses eilen, da gewahrte sie zufällig, daß im Winkel der Hausflur eine große Trommel stand. Sie gehörte einem Tambour der Stadtsoldaten, der krank in das Haus gebracht worden, und war dort zufällig stehen geblieben. Daß sie mit dieser Trommel am schnell-sten alarmiren könne, sah sie sofort ein, hing sich solche über, und da die Trommelschlägel fehlten, so ergriff sie mit schneller Entschlossenheit einen Besenstiel und zerbrach solchen, um die einzelnen Stücke als Schlägel zu benutzen. Mit Aufbietung ihrer vollsten Kraft trommelnd und dabei, so laut sie nur vermochte, ausrufend: „Zu den Waffen, es gilt die Stadt zu retten!“ lief sie, so schnell ihre Füße sie nur tragen wollten, zur Marienkirche. Die Thür des Gotteshauses stand offen, da die Menge der Andächtigen so groß war, daß mehrere nur außerhalb der Kirche, wo sie wenigstens den Orgelklang und den lauten Gesang des schönen, kräftigen Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott,“

dieses Schutz- und Trutzliedes des Protestantismus gegen die Uebergriffe der Ultramontanen, welches unser Martin Luther auf der Veste zu Coburg gedichtet hatte, vernehmen konnten, Platz fanden. Mit von dem eiligen Lauf erhitztem Gesicht, die langen blonden Haare aufgelöst, daß sie wild ihr um die Schultern flatterten, eine Trommel an der Seite, auf der sie, so gut sie es vermochte, das Feueralarmzeichen schlug, stürzte nun plötzlich das Mädchen in die Mitte der Andächtigen. Man glaubte anfänglich, daß sie von einer plötzlichen Raserei ergriffen sei, und schon streckten sich kräftige Arme aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Ihre Rufe: „Auf — auf, die Feinde wollen das Knieperthor heimlich überfallen!" belehrten jedoch Alle eines Bessern. So bahnte sie sich den Weg bis in die Kirche, wo so eben der Prediger auf der Kanzel seine weihevolle Predigt beenden wollte, in welcher er seine Gemeinde zum Gottvertrauen und zur standhaften Ausdauer in dieser schweren Zeit der Prüfung ermahnte. Auch hier brachte ihre Erscheinung Alles in die größte Bestürzung. Man hielt das Mädchen anfänglich ebenfalls für wahnsinnig, und mit dem Schmerzensrufe: „Grethe, meine arme Tochter!" wollte ihre Mutter schon auf sie zustürzen, als das Mädchen, ihren Vater erblickend, auf diesen

zueilte und laut ausrief: „Vater, schnell zu den Waffen, ich habe gesehen, daß eine feindliche Schaar gegen das Knieperthor vordringt!" Eine ungemeine Verwirrung entstand jetzt in der Kirche. Alle sprangen von ihren Plätzen auf und drängten sich zusammen, viele Frauen jammerten und kreischten in allen Tonarten; manche Männer riefen laut: die Nachricht müsse falsch sein, und ein Ueberfall könne nicht stattfinden. Andere wiederholten den Ruf: „Zu den Waffen, zu den Waffen!" kurz, die Aufregung und, wie dabei nicht anders möglich, die Planlosigkeit über das, was jetzt zu thun sei, schien noch mehr zunehmen zu wollen. Mit schneller Geistesgegenwart, wie solche der Seemann in seinem gefahrvollen Berufe sie erwirbt, sah der Schiffer Bradhering sogleich ein, daß hier der schleunigste Entschluß dringend nothwendig sei. Rücksichtslos mit seinen kräftigen Fäusten die Volksmenge auseinander drängend, bahnte er sich seinen Weg aus der Kirche bis auf den Platz davor. Mit seiner mächtigen Stimme, die gewohnt war, im Gebrause des Sturmes den Matrosen Befehle zu ertheilen, rief er dabei: „Alles, was Seefahrer ist, heran zu mir. — Frisch, Jungens, sputet Euch, es gilt die Rettung von Stralsund!" Mit lautem „Ahoi — Ahoi, Platz da für die

Seefahrer — wir kommen schon, Schiffer Bradhering!" bahnten sich die in der Menge zerstreuten Schiffer, Steuerleute und Matrosen einen Weg, und binnen wenigen Minuten war ein Häuflein von achtzig bis neunzig entschlossenen Seefahrern, ihre blanken, schweren Enterschwerter kampflustig in den mächtigen Fäusten schwingend, um den alten Schiffer versammelt. Aber die höchste Eile war auch nöthig. Vom Knieperthore her stürzten jetzt schon einzelne Bürger, die in der Schanze draußen vor dem Thore die Wache gehabt, aber so schlecht aufgepaßt hatten, in eiliger Flucht auf den Platz, jammernd und laut rufend: Alles sei verloren, die Schanzen vor dem Thore seien schon sämmtlich von den Feinden genommen, und diese wären bereits am Stadtwalle und im Begriff, ihn zu ersteigen.

„Vorwärts, Jungens, wir wollen dem fremden Gesindel zeigen, was pommer'sche Seefahrer können!" rief Bradhering zu seinen Matrosen, und mit lautem: „Hurrah, man drauf auf den Feind!" stürmte nun die wackere Schaar in möglichster Eile nach der bedrängten Stelle hin. Das Beispiel des resoluten Schiffers hatte schnelle Nachahmung gefunden. Ein kräftiger Fleischhauermeister, der Fahnenträger der Fleischhauerzunft,

rief ebenfalls: „Was die Fleischhauer sind, allzeit zu mir!“ und einige dreißig bis vierzig Gesellen und Burschen dieses Gewerbes hatten sich alsbald um ihn gesammelt. Eben so sammelten sich die Gewandschneider, die Bäckerknechte und die Schmiede und Schlosser jetzt schnell um die bestimmte Persönlichkeit, und mit dem lauten Ruf: „Vorwärts, und den Schiffern nachgeeilt, wir wollen sie nicht im Stiche lassen, und müssen eben so wie sie für unsere Stadt fechten!“ eilten immer mehr jetzt schon geordnete Schaaren nach den gefährlichsten Stellen hin.

Von der Aufregung und der Eile des Laufes ermattet, war Grethchen jetzt neben dem Kirchstuhl der Mutter ermattet zusammengesunken. Ein Stadttambour hatte aber sogleich ihre Trommel genommen und wirbelte jetzt mit kunstvollen Schlägen das Alarmsignal durch die Gassen. Bald folgten Andere ihm nach, während der Thürmer der Marienkirche das Sturmgeläute begann. Bald war die ganze Stadt in Alarm, und alle waffenfähigen Bürger eilten zu den Aufstellungsplätzen ihrer Abtheilungen, um geschlossene Schaaren zu bilden. Mit am schnellsten sammelte sich auch das Fähnlein des Hauptmanns von Blücher. Zwar hatten viele Soldaten, welche die

letzte Nacht draußen die Wache gehabt, jetzt fest geschlafen, allein die Mannszucht und Schnelligkeit einer gut eingeübten regulären Truppe zeigte bald ihr Uebergewicht. Der Rechower mit seinem langen Schwerte vorauf, marschirte nun sehr bald die Hälfte des Fähnleins nach dem Kampfplatze, während der Hauptmann von Blücher vorläufig noch zurückblieb, um eine Reserven aufzustellen und einige andere Anstalten zu treffen, falls es den Feinden wirklich gelingen sollte, in das Innere der Stadt selbst einzudringen.

Vor dem Knieperthore entbrannte nun bald das wildeste Kampfgewühl. Die Friedländischen Truppen hatten bereits das Außenwerk besetzt und trafen so eben Anstalt, das Thor selbst zu erstürmen, als der Schiffer Bradhering zuerst mit seiner gesammelten Schaar, der sich unterwegs noch mehrere Zuzügler angeschlossen hatten, hier eintraf. Mit schnellem Blick erkannte der Schiffer, daß, wenn es dem Feinde wirklich gelingen sollte, sich in der Hauptschanze vor dem Thore festzusetzen, und dann von dort aus mit seinem Geschütze den Wall zu beschießen, dieser den aus solcher Nähe abgefeuerten Kugeln keinen langen Widerstand mehr leisten könne. Es kam also vor Allem darauf an, diese Hauptschanze vor dem Thore

wieder zurückzuerobern, und so es zu verhindern, daß dort feindliche Geschütze aufgestellt würden. Ohne sich weiter zu besinnen, unternahm Bradhering, mit seinen Seefahrern voran, denen nun alsbald die Fähnleins der anderen Bürger, wie sie eben auf dem Platze eintrafen, sich anschlossen, einen Ausfall aus dem Thore, um die Schanze wieder zu gewinnen. Bald stießen die beiderseitigen Schaaren auf einander, und Mann gegen Mann entbrannte der grimmige Kampf. Die Soldaten des Regiments Verdugi, wüthend darüber, daß ihnen die schon so sicher gehoffte Eroberung wieder entgehen könne, kämpften mit dem Muthe und der Geschicklichkeit, welche sie sich fast durchgehends durch ihre lange Uebung im Waffenhandwerk erworben hatten. Ihre Hellebarden, Schwerter und Spieße klirrten gegen die Säbel der Seeleute, und aus tiefer Todeswunde blutend, stürzten gar manche der letzteren zu Boden. Aber fest und kräftig standen diese wackeren Pommern; gar tiefe Wunden schlugen ihre wuchtigen Hiebe, und wenn sie auch anfänglich zu schwach waren, um den Feind aus der Schanze wieder verjagen zu können, so machten sie ihm doch jeden Fußbreit Boden darin streitig. Der junge spanische Officier schäumte vor Wuth, daß ihm der Sieg

und somit die Gelegenheit zur Rache vielleicht entgehen könnte. Wie ein Würgengel focht er an der Spitze der Seinen; Tod und Verderben brachte sein scharfes Schwert den Stralsundern. Sein Gesicht war vor Zorn bleich, die großen dunklen Augen schossen Blitze des grimmigsten Hasses gegen seine Feinde. Der Hieb eines Matrosen hatte ihm den Hut schon vom Kopfe geschlagen, so daß sein schwarzes nach damaliger Sitte lang getragenes Haar ihm wild um Stirn und Nacken flatterte. Unaufhörlich sein avante — avante ausrufend, um seine Italiener zum heftigeren Angriffe zu ermuntern, stürzte er sich stets dorthin, wo der Kampf am heftigsten wüthete und er hoffen durfte, daß seine lange spitze Toledoklinge, welche er mit meisterhafter Geschicklichkeit handhabte, die blutigste Arbeit fände.

Diesem wüthenden Angriff der überdies besser bewaffneten italienischen Soldaten waren die Stralsunder Bürger und Schiffer, von denen die meisten ohnehin nur die Schwerter, welche sie gerade beim Gang zur Kirche getragen hatten, führten auf die Länge nicht gewachsen. Wenn auch nur, langsam und Schritt vor Schritt zurückweichend, so mußten sie doch die im ersten Anlaufe fast schon wieder zurückeroberte Schanze räumen, und

wurden immer weiter und weiter bis an das Thor zurückgedrängt. Jetzt aber gerade zur rechten Zeit kam die erste Abtheilung des von Blücher'schen Fähnleins mit in das Gefecht. Der alte Rechower war kein besonderer Fußgänger mehr, und so schnaufte und pustete er von dem schnellen Laufe gar laut, und über sein dickes rothes Gesicht rann der Schweiß in großen Tropfen. Er hatte in der Eile sich seinen Brustküraß gar nicht umgeschnallt und jetzt der Hitze wegen seinen grauen Waffenrock weit aufgerissen, so daß seine bloße haarige Brust offen daraus hervorsah. So sehr war er von dem Laufe bis an das Knieperthor angegriffen, daß er trotz seiner Ungeduld, ja recht bald in den Kampf zu kommen, erst eine kleine Weile stehen bleiben und sich verschnaufen mußte, da der Athem ihm den Dienst versagte.

Jetzt aber hatte er wieder Luft, und mit seinem Handschuh sich erst den Schweiß von dem rothglühenden Gesichte abtrocknend, faßte er dann sein Schwert fest in der kräftigen Faust, und eilte in das Kampfgewühl.

„Santa Maria — santa Maria“ erscholl jetzt immer lauter und lauter das Feldgeschrei der Soldaten vom Regiment Verdugi, deren Reserven alsbald auch mit in das Gefecht geeilt waren.

„Hie Stralsund allezeit" riefen die Bürger und Soldaten der Stadt. Ganze Haufen von Leichen thürmten sich an manchen Plätzen, wo der Kampf am heftigsten gewüthet hatte, schon auf, und das purpurne Blut färbte in langen Streifen den einst grünen, jetzt freilich schon arg zertretenen Rasen. Und mit welcher Wuth ward mitunter von den einzelnen Kämpfern, die paarweise mit ihren Schwertern an einander gerathen waren, gefochten! Italienische Gewandtheit und Schnelligkeit traf oft auf pommer'sche Kraft und Zähigkeit, und es dauerte mitunter lange, und aus gar vielen Wunden quoll das Blut, bis der eine oder der andere der Streiter den Kampf aufgeben mußte.

Der Zufall hatte es bisher gefügt, daß der junge spanische Officier und der alte Schiffer Bradhering noch nicht persönlich auf einander gestoßen waren. Auch schien es, als suche der Spanier dem Schiffer auszuweichen, denn es mochte doch wohl seinem Gefühle widerstreben, jetzt im erbitterten Zweikampf, mit dem Schwert in der Hand, einem Manne gegenüber zu stehen, der ihn, den Verwundeten, vor Kurzem noch so hülfreich aufgenommen, und in dessen Hause er wochenlang die beste Verpflegung erhalten hatte. So suchte der Spanier sich immer andere Feinde,

und focht jetzt besonders gegen die Soldaten der Blücher'schen Compagnie, die zuletzt sämmtlich, ihren Hauptmann an der Spitze, eingetroffen waren. Diese Verstärkung setzte die Stralsunder nun auch bald in den Stand, abermals zur Offensive überzugehen und jetzt die Friedländer wieder allmälig zurückzudrängen. Doch auch diese hatten nunmehr Verstärkungen erhalten, und mehrere Compagnien des Dohna'schen Regiments, die zunächst hier im Lager sich befanden, waren dem Regiment Verdugi zur Hülfe geeilt. So kam denn in dem engen Raume der Hauptschanze das Gefecht zum Stehen, und längere Zeit dauerte es, daß weder die Strahlsunder, noch die Friedländer vorrückten oder zurückwichen.

In dieser Schanze traf nun auch der Spanier auf den Schiffer Bradhering. Beide bluteten bereits aus leichten Streifwunden, ihre Kleidung war zerrissen und zerfetzt, die Schwerter schon schartig von den vielen Hieben, welche sie theils bereits ausgetheilt oder auch parirt hatten. Als sie jetzt auf einander trafen, schien der Spanier anfänglich den Wunsch zu hegen, einem persönlichen Kampfe auszuweichen, um sich einen andern Gegner zu suchen. Seine Absicht ward aber von dem Schiffer Bradhering vereitelt. Als dieser

den Officier, den er so gastfreundlich aufgenommen und verpflegt hatte, jetzt wieder in den feindlichen Reihen erblickte und sich dabei erinnerte, wie sein Vertrauen von ihm getäuscht worden war, und welche traurigen Folgen dessen heimliche Flucht nicht allein über das junge Mädchen, sondern auch jetzt über die ganze Stadt, deren schwächste Stellen er dem Feldmarschall von Arnim verrathen hatte, gebracht, übermannte ihn der Zorn so sehr, wie es bei seiner eigentlich ruhigen Natur sonst selten geschah. Er rief den Officier in spanischer Sprache die höhnenden Worte: „Elender Verräther und Entführer, treffe ich Dich Schuft jetzt endlich!" zu, und sprang dann in wilder Kampeslust auf ihn zu. Wie der Spanier diese Schimpfworte vernahm, da zuckte seine Gestalt vor Grimm fast zusammen, und seine Blicke schienen förmlich Flammen gegen den Beleidiger seiner Ehre zu sprühen. Nur einen heisern kurzen Schrei der äußersten Wuth stieß er aus, hieb dann einen Stralsunder Bootsmann, der ihn noch von dem Schiffer trennte, so über den Kopf, daß dieser sogleich zusammensank, und stürzte sich dann auf seinen Gegner. Wüthender und von grimmigerem Haß erfüllt, als jetzt diese beiden Männer gegen einander fochten, kann niemals ein

Kampf stattfinden. Bis zur äußersten Anstrengung waren alle ihre Muskeln und Sehnen angespannt, unablässig spähten ihre Blicke nach jeder Blöße, die sich der so gehaßte Gegner etwa geben möchte, um ihm dann sogleich wo möglich den Todesstreich zu versetzen. Und wie verschiedenartig war dabei im Uebrigen dies Kämpferpaar, was sich nur in seinem grimmigen Haß gegen einander glich. Hier dieser kleine, stämmige Stralsunder Schiffer, mit seinem breiten, von Wind und Wetter gerötheten Gesichte, den klugen, grauen Augen unter den schon weißen Brauen, das kurze Haar zwar bereits stark eisgrau gefärbt, dabei in seinen hohen Stiefeln, weiten blauen Pluderhosen und kurzem weiten, blauen Rock, vorne mit riesiggroßen Stahlknöpfen besetzt, seinen schweren, breiten, aber kurzen Enterdegen mit mehr kräftiger als gerade gewandter Faust führend. Und ihm nun gegenüber der schlanke, elegant gewachsene Spanier mit seinem feingeschnittenen, jetzt vor Zorn fast bleichen Gesicht, den dunklen großen Augen, den langen schwarzen Locken, in seiner spanischen Tracht von schwarzem Sammet, und mit dem leichten schwarzen Harnisch, und darüber die breite scharlachrothe Feldbinde, seinen langen schmalen Stoßdegen un-

gleich gewandter als gerade kräftig führend. Wahrlich, man konnte keine ungleichartigeren Kämpfer sehen! Hieb auf Hieb fielen jetzt mit immer gleicher Wuth und wurden stets gewandt und kräftig parirt, so daß die Funken von den Klingen förmlich sprühten. Der Schiffer Bradhering sah bald ein, daß er mit seiner kurzen Waffe vorerst gegen das lange Schwert des Spaniers im Nachtheil sei, hielt daher anfänglich nur sich zur Defensive, und suchte die heftigen Hiebe und schnellen Stöße seines Gegners möglichst zu pariren. Bei seiner großen Kraft gelang ihm dies auch, und es schien fast, als würde seine Absicht, seinen Gegner zu ermüden, um ihn dann, wenn dies geschehen war, desto nachdrücklicher anzugreifen, zuletzt doch noch gelingen.

Schon hatte der Kampf der beiden Männer auf diese Weise eine ganze Weile gewährt, als der Schiffer mit dem einen Fuß ausglitt und dadurch verhindert wurde, einen Hieb des spanischen Officiers mit der gewohnten Kraft zu pariren. So traf ihn dieser quer über die Stirn und ließ eine breit klaffende Wunde zurück. Das daraus hervorstürzende Blut träufelte dem Verwundeten in die Augen, trübte deren Blick und verhinderte, daß er die schnellen Bewegungen seines Gegners

mit der früheren Schärfe verfolgen konnte. Der Spanier schien diesen günstigen Umstand benutzen zu wollen, die Heftigkeit seines Angriffes zu vermehren, und so schwebte der alte Bradhering bereits in der größten Gefahr, zu unterliegen, als ihm plötzlich eine neue Hülfe kam. Der Hauptmann von Blücher hatte diesen erbitterten Zweikampf der beiden Männer bereits aus der Ferne beobachtet, und da er bemerkte, daß der Spanier ein ungleich gewandterer und schnellerer Fechter als der Schiffer war, so suchte er Letzterem zur Hülfe zu kommen. Es gelang ihm, sich einen Weg durch das Kampfgewühl zu bahnen, und gerade in dem Augenblicke, als der Officier mit seinem Pallasch einen Todesstoß gegen die offene Brust seines Gegners führen wollte, in dessen Nähe zu kommen. Sein langes Ritterschwert, von einer nicht allein kräftigen, sondern auch gewandten Faust geführt, hieb die Waffe des spanischen Officiers in die Höhe, so daß der Stoß fehlging. Mit einem heftigen Fluche ließ er nun von dem Schiffer ab und wandte sich seinem neuen und weit gefährlicheren Gegner zu. Bald sollte der Kampf aber jetzt beendet werden, denn der schon ermüdete Spanier war der frischen Kraft des Hauptmanns von Blücher nicht mehr gewachsen.

Letzterer erhielt zwar noch einen leichten Streifhieb am Arm, dann aber sauste sein Schwert mit einem so mächtigen Schwung auf den Kopf des Gegners herab, daß dieser mit gespaltenem Schädel sogleich todt und, ohne nur noch einen Laut von sich zu geben, zu Boden stürzte.

„Bravo, Herr Ritter, das nenne ich wahrhaftig einen deutschen Kernhieb. Ihr habt mir gerade Hülfe zur rechten Zeit gebracht, und ohne Euren Beistand wäre ich doch bald unterlegen," sprach mit wahrhaftem Dank der alte Bradhering, der diese freie Pause benutzt hatte, sich das Blut mehr von der Stirn und aus den Augen zu wischen, so daß er jetzt besser sehen konnte.

„Dieser Spanier war zwar ein tapferer Officier, aber auch ein treuloser Verräther, der die Aufnahme in meinem Hause mit dem größten Undank gelohnt hat, so daß ich einen so bittern Haß gegen ihn hegte, wie mir dies selten gegen Jemanden geschieht und mich über seinen Tod nur freue. — Jetzt will ich seine Feldbinde wenigstens dazu benutzen, um mir die Wunde, die er mir schlug, nur nothdürftig zu verbinden," fuhr er weiter fort, dem jungen Hauptmann, der sich inzwischen auf sein Schwert gestützt hatte, um nach der Anstrengung des heftigen Zweikampfes einige Augen-

blicke zu verschnaufen, dabei die Hand schüttelnd, und sich dann zur Leiche seines Feindes niederbeugend, um die rothe Feldbinde abzulösen. Krampfhaft hielt der getödtete Spanier noch den Kreuzgriff seiner Toledoklinge mit der schon erkalteten Rechten fest umschlossen; aus der breiten, fast bis zur Nasenwurzel klaffenden Wunde quoll das Blut und Gehirn, um seine fest zusammengepreßten Lippen saß aber noch der Zug des Stolzes und Hasses gegen seinen Feind. Mit der breiten, goldbefranzten Feldbinde verband der alte Schiffer jetzt seine noch immer heftig blutende Kopfwunde sehr fest. Fast wie ein Turban saß der rothe Verband, dessen beide Zipfel weit über den Nacken herunterhingen, auf seinem Kopfe, so daß er einen überaus komischen Anblick gewährte, über welchen alle Schiffer und Matrosen, die ihn erblickten, unwillkürlich in ein lautes Gelächter ausbrechen mußten. Der Alte war aber jetzt einmal in viel zu guter Laune, als daß er dies übelnahm, stimmte vielmehr selbst in dies Gelächter mit ein, und erwiderte die Witze und Scherze, welche er jetzt über seinen seltsamen Kopfputz hören mußte, mit ähnlichen Worten.

Der Fall des spanischen Officiers, der den Sturmcolonnen als Führer gedient hatte, lähmte

deren weiteren Angriff sofort. Die Officiere des Regiments Verdugi sahen ein, daß der heimliche Ueberfall, der beabsichtigt war, nun doch mißlungen sei, und da jetzt immer mehr bewaffnete Stralsunder Bürger aus dem Knieperthor strömten, um am Kampfe theilzunehmen, so beschlossen sie, das fernere Gefecht abzubrechen. Der Trommelklang sammelte bald die zerstreuten Friedländischen Schaaren, und in fester, geschlossener Haltung, wie solche streng disciplinirten, vielversuchten Kriegern geziemt, ward die Hauptschanze, um deren Besitz der Kampf zuletzt gewüthet hatte, geräumt und der Rückmarsch in das Lager angetreten. Wohl an sechzig bis siebenzig Todte und Schwerverwundete ließen die Friedländer auf der Wahlstätte zurück, viele Leichtverwundete nahmen sie mit sich. Die Stralsunder hatten selbst zu große Verluste erlitten und waren auch zu ungeordnet und zerstreut, um an eine weitere Verfolgung der Feinde denken zu können. Kaum, daß der Hauptmann von Blücher, der jetzt den Oberbefehl übernommen hatte, so viele Mannschaft zusammen bekommen konnte, um die so eben erst so blutig zurückeroberte Schanze auch nun fernerhin genügend zu besetzen. Die Soldaten seines eigenen Fähnleins waren von dem beständigen Wacht-

dienst und dem Kampfe der letzten Nacht so erschöpft, daß sie nothwendig einiger Ruhe bedurften, und die meisten Bürger hatten zwar in dem Augenblick der größten Noth sehr muthig gefochten, wollten aber jetzt auch, da die dringendste Gefahr vorläufig beseitigt schien, überaus gern wieder in die Stadt zurück, um Weib und Kinder oder auch gute Zechgenossen durch die Erzählung ihrer jetzt so eben verübten Heldenthaten zu erfreuen. Zu einem längeren Aufenthalte in der blutigen Schanze und zum langweiligen ermüdenden Wachtdienst daselbst zeigten nur Wenige Lust, und die Disciplin war bei ihnen zu schwach, als daß der Hauptmann dies befehlen konnte. Nur mit Mühe und Noth konnte er so viele freiwillige Bürger, Schiffer und Soldaten zusammenbringen, um die Schanze wenigstens nothdürftig besetzen zu lassen. Den Oberbefehl vertraute er dem Ritter von Nechow an, da er sicher war, daß dieser sich weder überfallen, noch gar zu einer Uebergabe zwingen ließ, sondern lieber sich bis zum Aeußersten vertheidigen würde. Der alte Ritter hatte wie immer, so auch an diesem Morgen wieder, mit eben so viel Muth wie Kraft gefochten. Er fand sich überhaupt mit überraschender Schnelligkeit in die Pflichten des Kriegerstandes hinein, und

der Hauptmann neckte ihn oft damit, wie schade es sei, daß er nicht von Jugend auf ein Soldat geworden und das Kriegerhandwerk gründlich gelernt habe, da er demgemäß schon längst zu einem tüchtigen Feldobersten oder selbst General befördert wäre. Zwar schmunzelte der alte Ritter recht vergnüglich bei diesem Lobe seines jungen Freundes und jetzigen Vorgesetzten, und ließ seinen langen, weißgrauen Bart wohlgefällig durch die Finger laufen, wie er dies stets zu thun pflegte, wenn er bei guter Laune war, meinte dann aber: „Ja, mit dem Soldatenstand ist es zwar etwas Schönes, und wer einmal dazu gehört, muß auch in allen Dingen seine volle Pflicht erfüllen, wenn er nicht ein infamer Halunke sein will, aber für gewöhnlich lobe ich es mir doch, auf meiner eigenen Scholle als ein freier Rittersmann zu sitzen, und den Ackerbau fleißig und nach besten Kräften zu betreiben. Wenn wir Landbebauer nicht wären, möchte es mit allen übrigen Ständen doch schlecht bestellt sein, und auch die Soldaten würden es bald übel empfinden, sobald wir ihnen nicht Pferde zum Reiten, Korn und Fleisch zum Essen, und Wolle für ihre Kleider lieferten. Nein, so wie unser Mecklenburg nun erst seinen rechtmäßigen Herzog wieder hat, kehre ich doch eiligst dahin

zurück und werde wieder, wozu die Vorsehung mich nun einmal bestimmt hat, ein rechter und schlichter Landedelmann und Ackerwirth."

Lachend konnte der Hauptmann von Blücher dem Alten bei diesen Aeußerungen wohl nicht ganz Unrecht geben.

Sehr herzlich, wie immer, war an diesem Morgen nach dem erfochtenen Siege in der Schanze auch die Begrüßung des Ritters von Rechow mit dem Schiffer Bradhering; denn beide Männer, obgleich in Stand und Lebensberuf so sehr verschieden von einander, achteten sich doch ungemein wegen ihrer beiderseitigen Tüchtigkeit und festen Erfüllung der nun einmal übernommenen Pflichten. Anfänglich lachte der Ritter zwar sehr über das komische Aussehen des Schiffers mit seiner rothen Feldbinde, die turbanartig um sein Haupt gewunden war, was dieser auch gern ertrug; als er aber bemerkte, daß Letzterer von der Wunde doch ungleich mehr Schmerzen empfinde, als er bei seiner harten Natur zu zeigen suchte, nahm er sich seiner sorgsam an, und ordnete mit geschickter Hand den Verband auf eine bessere Weise, als dies bisher geschehen war.

Bevor die Stralsunder aus der Schanze wieder abzogen, erschien auch ein Trompeter vom Regi-

ment Verdugi als Parlamentair, und bat um die Auslieferung der Leiche des getödteten spanischen Officiers. „Wir führen nur mit den Lebenden, aber nicht mit den Todten Krieg,“ antwortete der Hauptmann von Blücher, und befahl, daß der Leichnam mit allen militärischen Ehrenbezeigungen, wie solche die damalige Zeit kannte, in das feindliche Lager gebracht werden solle. Selbst auf das sehr werthvolle Toledo-Schwert des Todten, welches ihm, als dessen Besieger, unzweifelhaft gebührt hätte, verzichtete er mit edlem Stolze. „Hat er die Klinge im Leben mit so tapferer Hand geführt, so mag sie auch jetzt ihm mit in die Gruft gelegt werden, und niemand Anderes soll sich mit ihrem Besitz fernerhin brüsten,“ sprach er. So ward die Leiche, deren zerspaltenen Schädel man jetzt sorgsam bedeckt hatte, das Schwert ihr zur Seite gelegt, auf einer improvisirten Bahre feierlich aus der Schanze getragen, während die Soldaten des Blücher'schen Fähnleins sich ehrerbietig aufstellten, die Officiere an ihrer Spitze die Waffen senkten und der Tambour den Wirbel schlug. Zwar meinten einige Seefahrer, es sei eigentlich Unrecht, daß mit einem getödteten Feinde so viele Umstände gemacht würden, doch wußte das ernste

Benehmen des Hauptmanns diese mißbilligenden Aeußerungen bald zum Schweigen zu bringen.

Einen gar fröhlichen Einzug hielt jetzt aber die zurückkehrende Schaar der Sieger durch das Knieperthor in die alte Stadt Stralsund. Jung und Alt, Weib und Kind, wen nur eben die Füße noch tragen wollten, hatte sich auf die Straßen gestellt, um die braven Männer, deren Muth ihre Vaterstadt von so drohender Gefahr gerettet, nun auch auf das festlichste zu begrüßen. Aus den Blüthen und grünen Zweigen des Frühlings, so gut die Stadtgärten solche nur liefern konnten, hatte man in Eile Kränze gewunden, mit denen die Heimkehrenden reichlich geschmückt wurden. Dazu ein Gejuble, ein Hurrahgerufe, ein Tücher- und Fahnenschwenken, wie man solches schon lange nicht mehr in der von so schweren Drangsalen heimgesuchten Stadt erlebt hatte. Zwar fehlte die Hauptheldin des Tages, das blonde Grethchen, welche durch ihre muthige Geistesgegenwart es allein ermöglicht hatte, daß man dem Ueberfall noch rechtzeitig begegnen konnte, bei diesen öffentlichen Festlichkeiten; denn mit echt mädchenhafter Scheu und wahrem Verständniß von Zucht und Sitte hatte das wackere Mädchen, um jeder Zurschaustellung auszuweichen, sich jetzt in das Innerste des Hau-

ses zurückgezogen. Die Ehre aber, welche man der Tochter nicht anthun konnte, ging mit vermehrtem Eifer auf den Vater über. Der alte Schiffer war zwar von dem Blutverlust seiner Wunde und der großen Anstrengung des Kampfes so erschöpft, daß er selbst mit dem besten Willen nicht mehr gehen konnte; seine lustigen Matrosen ließen es sich aber nicht nehmen, ihren muthigen Anführer auf einen schnell herbeigeschafften Lehnstuhl zu setzen und ihn so auf ihren Schultern an der Spitze des Zuges, den die Seefahrer eröffneten, zu tragen. Es war ein eigenthümliches Gefühl, mit welchem der alte Schiffer diese Huldigungen annahm. Auf der einen Seite wollte es seinem schlichten Sinne gar nicht recht behagen, daß er jetzt so öffentlich zur Schau gestellt wurde, und da seine Wunde ihm außerdem immer heftiger zu schmerzen anfing, so machte er mitunter ein verzweifelt saures Gesicht, und dennoch schmeichelte es seiner Eitelkeit, — die ihm, wie ja überhaupt jedem Menschen, innewohnt, wieder nicht wenig, daß sein Benehmen jetzt ein so allgemeines Lob erhielt und er in seiner Vaterstadt so hoch geehrt wurde.

Hinter den Schiffern kamen in dem Zuge nun die Fleischhauer, dann die Schlosser, Grobschmiede, die Gewandschneider und alle die anderen Gilden,

welche an dem heutigen Kampfe ebenfalls auf eine so ehrenvolle Weise theilgenommen hatten. Zwar waren vielfache Lücken in diesen Reihen, denn gar mancher kräftige Bürger hatte in der mannhaften Vertheidigung der geliebten Vaterstadt den Heldentod gefunden, oder doch eine so schwere Wunde, empfangen, daß er jetzt nicht in diesen Reihen mit einherziehen konnte. Die allgemeine Freude war aber so groß, daß diese Lücken, für den Augenblick wenigstens, weiter nicht beachtet wurden, und das Jubelgeschrei nicht schwächten. Desto schmerzlicher freilich wurden sie in dem Innern vieler Familien empfunden. Frauen, die noch am Morgen, als glückliche Gattinnen im traulichsten Familienkreise lebend, ihre heißgeliebten Ehemänner verlassen hatten, waren jetzt für immer trauernde Wittwen geworden, und muntere Kinder, die beim Ausmarsch am heutigen Morgen noch ein Stücklein neben dem Vater einhergelaufen waren, um sich über seinen blanken Waffenschmuck zu freuen, mußten jetzt das harte Loos von Waisen ertragen.

Den langen Zug der Einmarschirenden beschloß das Fähnlein der angeworbenen Soldaten, welches der Hauptmann von Blücher befehligte. Die Leute marschirten fester und geschlossener als die Bürger, und man sah ihnen an, daß sie waffen-

geübter und kampfstüchtiger als ihre Vorgänger waren, und doch fehlte ihnen jetzt größtentheils der Ausdruck der wahren Freude und des aufrichtigen Dankgefühls für den erfochtenen Sieg, der die Gesichter Letzterer so sehr verklärte. Die meisten dieser Söldlinge waren fremdes, zusammengelaufenes Volk, ohne Heimath und Vaterlandsgefühl, die das Kriegführen rein als ein Handwerk betrachteten, von dem sie leben mußten, und ihre muthigen Herzen und kräftigen Arme gerade dem verkauften, der sie eben am besten bezahlen konnte. Sie hatten auch jetzt wieder unter tüchtiger Führung sehr brav gefochten, weil ihre Waffenehre dies forderte, und die strenge Disciplin, der sie sich im Dienste stets willig unterwarfen, solches erheischte; sonst kümmerte sie der Zweck des Kampfes weiter nicht sonderlich viel, und der Sieg konnte sie daher eben so wenig mit jubelnder Freude erfüllen, als eine Niederlage sie hätte verzweifeln lassen. Anders war es freilich mit ihrem Führer, dem jungen Hauptmann von Blücher, der jetzt in so fester, stolzer Haltung an ihrer Spitze einherschritt. Ihn hatte nur der Haß gegen die Friedländische Gewaltherrschaft über Norddeutschland, und speciell über sein geliebtes Vaterland Mecklenburg, unter die schwedischen, und jetzt zeit-

weilig unter die Fahnen Stralsunds geführt, und wenn er auch an letzterer Stadt allein kein so specielles Interesse, wie ihre Eingeborenen selbst, nahm, so erfüllte ihn doch der so eben erfochtene Sieg mit nicht geringer Freude. Konnte er sich jetzt dabei selbst das Zeugniß geben, daß mit der größte Theil des Verdienstes davon seinen geschickten Anordnungen gebühre. Der Jubel des Volkes, der sich auch vorzugsweise mit gegen ihn richtete, und die freudigen Ausrufungen, die man gegen seine Person that, wollten seiner einfach, ernsten und wahrhaft aristokratischen Natur freilich nicht sonderlich behagen. Er war kein Freund von solcher öffentlichen Zurschaustellung, und fand gar kein Behagen daran, jetzt als ein Held von einer zusammengelaufenen Straßenmenge gefeiert zu werden. So war er denn sehr erfreut, als der festliche Einmarsch beendet war, und er auf dem Marktplatze die Ueberreste seiner Soldaten, die freilich der Ruhe auf das äußerste bedürftig waren, wieder in ihre Quartiere entlassen konnte. —

Die Kopfwunde des Schiffers Bradhering war zwar nicht gefährlich, aber doch so bedeutend, daß sie den Alten auf mehrere Wochen am Ausgehen hinderte. Mit der ruhigen Festigkeit, welche

ihnen in allen Lagen des Lebens zu eigen war, hatte sowohl seine Frau, wie auch Grethchen den Verwundeten empfangen. Sie klagten nicht unnütz, sie vergossen keinen Strom von Thränen, aber sie erfüllten mit der unablässigsten Sorgfalt, wie solche nur die wahre Liebe einflößen kann, alle Pflichten, welche ihnen die stete Pflege des Kranken nur auferlegen konnte. Besonders widmete Grethchen sich dieser vorzugsweise fast ausschließlich, während die Thätigkeit der Mutter sehr häufig von den verschiedenen Pflichten, welche sie im Siechhause übernommen hatte, in Anspruch genommen wurde. Der alte Schiffer war in seinen Erzählungen gegen die Tochter stets des Lobes über den Hauptmann von Blücher, der ihm entschieden sein Leben gerettet habe, fast übervoll. Er schilderte dessen Verdienste als Soldat dabei auf die kräftigste Weise, und pries seine äußeren und inneren Eigenschaften in der zwar oft etwas derben, dabei aber stets sehr ausdrucksvollen Weise, die ihm so eigenthümlich war. Mit stillem, aber desto ungetheilterem Vergnügen lauschte Grethchen solchen Worten des Vaters. Es that ihr ungemein wohl, den Mann, der ihr nur allein durch seine äußere Erscheinung und durch den edlen und dabei ernsten Ausdruck, der in seinem Gesichte

lag, schon einen so besondern Eindruck gemacht hatte, ohne daß sie ihn sonst weiter kannte, jetzt auch von den Lippen des Vaters auf eine so beredte Weise preisen zu hören. Bisher hatte sie sich fast in ihrem Innern selbst geschämt, an den Hauptmann so viel zu denken und dies als eine Art von Unrecht für ein junges Mädchen betrachtet, jetzt aber dem Retter ihres Vaters von ganzem Herzen gut zu sein, die innigste Theilnahme für sein ferneres Wohl zu hegen und fromme Gebete zu Gott dem Herrn zu richten, daß er ihm, dem sie so viel verdankte, seinen mächtigen Schutz und Schirm angedeihen lassen möge, hielt sie für ihre Pflicht. Wie freute sich das junge Mädchen in ihrer wahrhaft jungfräulichen Unschuld, daß sie diese Pflicht jetzt so gern erfüllte und diese Wünsche und Gebete für den fremden Edelmann mit ihre liebste innere Beschäftigung bilden durften!

Und wie sie nun wieder an einem schönen sonnigen Nachmittag, einige Tage nach des Vaters Verwundung, neben diesem an seinem Krankenstuhl saß, um ihm stets einen kühlen Verband auf die Wunde zu legen, da erscholl plötzlich Sporengeklirre, Säbelgerassel auf der Hausflur, und ein kräftiger Männertritt näherte sich der Thür. Der Vater erhielt jetzt mitunter Besuche von Kriegs-

leuten, und so eilte Grethchen auch schnell hinaus, um den Fremden nach seinem Begehr zu fragen. Wie erschrak sie aber, und tiefer Purpur der Verlegenheit färbte schnell ihre Wangen, während ihr klares blaues Auge sich verschämt zu Boden senkte, als nun plötzlich der Mann, an den sie so oft gedacht, der ihr inneres Leben so viel erfüllt hatte, nach Oeffnung der Thür vor ihr stand! Aber auch der Hauptmann von Blücher ward von dem reizenden Bilde des schönen Bürgermädchens mit ihrem frischen Gesichte und ihren seelenvollen Augen, die in der reinlichen, einfach züchtigen Hauskleidung vor ihm stand, nicht wenig überrascht. Wie ein Blitz zuckte es durch sein bisher von der Liebe Macht noch' nie erfülltes Herz, und ein Gefühl, was ihm stets noch gänzlich fern geblieben war, erfüllte seine Brust.

Mit größerer Verlegenheit, als ihm sonst zu eigen war, sprach er: „Die Jungfer wolle verzeihen, wenn ich sie störte; ich suche den Schiffer Bradhering, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen."

Zwar leise und verschämt, und doch für die Ohren des Hauptmanns von so süßem Klange, ertönten die Worte Grethchens: „Das ist mein Vater, Herr Ritter, wollet Ihr nur hier eintreten

und ihm die Ehre Eures Besuches schenken, er wird hocherfreut darüber sein, denn viel und gern hat er stets davon gesprochen, welch' großen Dank er Euch schulde."

Der alte Schiffer, der durch die halbgeöffnete Thür die Stimme Blücher's erkannt hatte, rief jetzt auch schon: „Habt die Güte, hereinzutreten, Hauptmann, und verzeiht, daß ich Euch nicht an der Schwelle des Zimmers empfange, doch der böse Hieb über meinen alten Schädel hält mich noch immer im Krankenstuhle fest."

Mit herzlicher Theilnahme erkundigte der Hauptmann sich jetzt nach dem Befinden des Schiffers, und erfuhr zu seiner Freude, daß die Wunde zu heilen anfange.

„Wir alten Seeleute haben einen gar harten Schädel, durch den so leicht kein Hieb geht," scherzte Bradhering, nachdem sein Gast sich auf einen Stuhl, der inzwischen schnell von der Tochter herbeigeschoben war, an seiner Seite niedergelassen hatte. „Und dann meine Grethe hier, das Blitzmädel, versteht das Verbinden und Pflegen, als wenn sie zum Schiffsarzt erzogen wäre," meinte er weiter, dabei der Tochter, die sich im Winkel des Zimmers wieder an ihre Spindel gesetzt hatte, einen Blick der größten Vaterliebe zuwerfend.

„Glaub's wohl, daß die Jungfer die Wunden, die das Schwert geschlagen, mit milder Hand zu heilen versteht," wandte sich artig der Officier zu Letzterer. Auf's Neue erröthete Grethchen bei diesem Lobe, allein um etwas darauf zu erwidern, fühlte sie sich zu befangen, und es war ihr, als sei ihr die Kehle zugeschnürt, und die Worte müßten darin stecken bleiben.

Der Hauptmann von Blücher gerieth nun mit dem Schiffer in ein längeres Gespräch über die Zeitläufe, und daß man bei einer kräftigen Vertheidigung von Stralsund mit Zuversicht hoffen dürfe, die Unabhängigkeit der Stadt zu sichern. Begierig lauschte Grethchen dieser Unterhaltung, und es war ihr ein hoher Genuß, wie sie solchen bisher noch niemals gekannt hatte, die kräftig volle Stimme des Hauptmanns in ihr Ohr dringen zu lassen, und den Sinn seiner klaren, einfachen Rede zu erfassen. Dazu lauteten die Nachrichten, welche der Officier dem Schiffer gab, im Allgemeinen sehr günstig, wenn er ihm auch freilich die Hiobsbotschaft, daß den eingezogenen sicheren Erkundigungen nach der mächtige Wallenstein in den nächsten Tagen selbst vor der Stadt erscheinen werde, um die Belagerung in eigener Person zu leiten, nicht verhehlen durfte. „Dann

freilich erst werden die rechten Schläge fallen, und wir müssen alle Kraft zusammennehmen, um standhaft auszuhalten. An heißen Kämpfen wird es nicht fehlen, und gar Mancher von uns wird noch bluten müssen, aber mit Gottes Beistand wird unserer gerechten Sache der Sieg schließlich doch verbleiben," sprach er. Unwillkürlich erblaßte Grethchen bei dem Gedanken, daß der Mann, dessen Bild plötzlich so ganz ihr Herz erfüllte, ohne daß sie eigentlich selbst kaum wußte, wie dies so schnell gekommen sei, noch diesen drohenden Gefahren entgegengehe, und ihre Gebete stiegen zu Gott dem Herrn empor, um ihn anzuflehen, daß er dessen Leben schützen möge.

Mit großer Theilnahme hörten sowohl der Schiffer wie seine Tochter auch den Schilderungen zu, welche ihnen der Officier von dem Könige Gustav Adolph von Schweden, in dessen Dienst er ja noch eigentlich stand, gab. Er pries dessen Muth und Kriegsthätigkeit, so wie sein edles großes Herz, mit dem er sich überall der Sache der Gedrückten annehme, mit begeisterten Worten. Auch als mächtiger Schirmherr der lutherischen Kirche rühmte er ihn, und wie es nur durch seine starke Hülfe allein gelingen könne, ganz Norddeutschland vor den drohenden Gefahren des Papismus, der

seine verderblichen Netze jetzt überall wieder auszubreiten versuche, zu bewahren. Dabei theilte er mit, daß die Gesandtschaft, welche Stralsund an den König von Schweden, der mit seiner Flotte noch immer vor Danzig liege, abgeschickt habe, am heutigen Morgen mit einem sehr günstigen Bescheid wieder zurückgekommen sei. Sie habe ein Schreiben Gustav Adolph's mitgebracht, in welchem er der Stadt auf's Neue seinen mächtigen Beistand verbürge, und das Versprechen gebe, baldmöglichst persönlich mit seinen Truppen in Stralsund selbst zu landen. Auch wolle die Krone Schwedens jetzt mit der alten Hansestadt Stralsund ein „ewiges Bündniß" schließen. Er erzählte auch ferner, daß der dänische Oberst Holk nunmehr mit seinen vier Compagnien Schotten in der Stadt weile, und zwar sonst als ein sehr muthiger, kriegskundiger Soldat bei der Vertheidigung schon vielfache Dienste geleistet habe, sich im Uebrigen aber etwas herrisch und anmaßend, als sei er der eigentliche Herr hier, benehme.

„Will mir auch nicht gefallen, daß wir dänisches Kriegsvolk hier zu unserem Schutze gebrauchen müssen, und hätte lieber gewünscht, daß wir uns mit eigenen Kräften so lange vertheidigten, bis der Schwedenkönig wirklich bei uns eingetroffen wäre. Der Däne ist

wie allbekannt, falsch und verrätherisch, und wird diese Gelegenheit benutzen wollen, um für immer sich seine Herrschaft hier zu sichern, eben so wie er dies jetzt schon in Schleswig und Holstein gethan hat. Dänisch und deutsches Blut zusammen unter einem Hut, das thut nimmermehr gut, sagt schon das Sprüchwort," brummte der alte Schiffer, der, wie alle norddeutschen Seeleute, von Jugend auf eine schroffe Abneigung gegen die Dänen hegte.

So plauderten die beiden Männer noch ein gutes Stündlein über Allerlei, was Krieg und Frieden anbelangte, und wenn auch der Unterschied ihrer Geburt und Beschäftigung sich in manchen Nebendingen bei ihnen zeigte, so paßte ihre kernhafte, echt norddeutsche Gediegenheit doch in allen Hauptsachen vortrefflich zusammen. Mit ungetheilter Aufmerksamkeit hatte Grethchen, in ihrem Winkel sitzend, aber stets diesen Gesprächen gelauscht, und wenn sie auch kein Wörtlein dazu geredet, so war doch keine Silbe, besonders aus des Officiers Munde, ihrem Ohre entgangen. Mit einer zauberhaften Schnelligkeit verstrich ihr dabei die Zeit, und als nach einer guten Stunde Aufenthalt der Officier endlich nach Sturmhaube und Pallasch griff, um fortzugehen, da dünkte es

dem Mädchen schier, als habe er nur wenige Minuten hier verweilt.

„Wollet entschuldigen, daß ich Euch nicht das Geleit geben kann, und mir öfters die Ehre Eures Besuches schenken," sprach der Schiffer beim Abschiede zu dem Hauptmann, und gab dann der Tochter die Weisung, den Herrn zur Thür zu begleiten.

Bisher hatte Grethchen kaum es gewagt, an den Officier ihr Wort zu richten, als sie aber mit ihm allein auf der Hausflur stand, da nahm sie sich gewaltsam zusammen und lispelte mit vor Schüchternheit fast unverständlicher Stimme: „Ich habe Euch noch gar nicht so recht vom Herzen meinen Dank sagen können, Herr Ritter, daß Ihr durch Eure Tapferkeit uns den Vater erhalten habt. Glaubt mir, das Andenken an Euch wird stets in unserer Familie ein gesegnetes bleiben, und unsere Dankbarkeit niemals verlöschen." Und als hätte sie fast schon zu viel gesagt, schlug sie ihre große Augen verschämt zu Boden, und zupfte aus Verlegenheit an dem Gürtelbande, das ihre Haustasche trug.

Der Hauptmann von Blücher war ein ehrgeiziger Soldat, und als er einst von seinem König Gustav Adolph wegen eines gut geleiteten Ueberfalles

öffentliche Lobsprüche erhalten hatte, da glaubte er damals, daß niemals ihm wieder Worte so sehr erfreuen würden, als diese Lobeserhebungen. Und doch erfüllte jetzt dieser einfache Dank des schlichten Stralsunder Bürgermädchens ihn mit einer Freude, wie er solche selbst damals nicht empfunden hatte, und vor Begeisterung strahlte sein Auge, als er sprach: „Jungfer, als ich kürzlich im Gefecht den Schiffer vor den Streichen des spanischen Officiers schützte, da that ich nur einfach meine Pflicht als Soldat. Jetzt aber bin ich zwiefach erfreuet darüber, daß ich einer solchen Tochter, wie Ihr seid, den Vater rettete und dafür den Dank aus Eurem Munde empfange. Gehabt Euch wohl, ich werde hoffentlich noch öfters Euch sehen!“ Treuherzig reichte er ihr dabei zum Abschied seine starke Soldatenfaust, und zitternd legte Grethchen ihr zwar wohlgeformtes, dabei aber von fleißiger Arbeit rauhes Händchen hinein. Ein warmes, bis in das Innere des Herzens dringendes Gefühl durchzuckte Beide bei diesem Händedruck. Noch gar lange blieb das Mädchen in der Hausthür stehen, und ihr Blick folgte dem Officier, wie er so stolz und aufrecht die Straße hinabwanderte, aufmerksam nach. Als die nächste Straßenecke eine Gestalt ihrem Auge entzog, da stieg ein lan=

ger Seufzer, wie es bisher noch nie geschehen war, aus ihrer jungfräulichen Brust, und langsamen Schrittes kehrte sie zu dem Vater zurück. Es war ihr erfreulich, daß ein Besuch von zwei anderen Schiffern, alten, erprobten Freunden ihres Vaters, ihr jetzt die Muße zum Schweigen und zu innerlicher Wiederholung von alledem, was sie so eben erlebt hatte, verschaffte. Eine herzliche Freude war es ihr dabei zu hören, wie sowohl der Vater, als auch seine Gefährten, einstimmig in dem Lobe über den jungen Hauptmann von Blücher, wie über dessen Fähndrich, den alten Ritter von Rechow, sich äußerten. Sie priesen den Muth und die große Tüchtigkeit dieser beiden Männer, und mit welcher unausgesetzten Aufopferung sie ihre ganze Thätigkeit der Vertheidigung der Stadt widmeten, und hoben rühmend dabei hervor, daß sie auch gar nicht den äußerlichen Hochmuth besäßen, den man sonst häufig vielen mecklenburgischen Edelleuten nachsagte. Solche Worte hatten einen gar goldenen Klang für das Ohr der still an ihrer Spindel sitzenden und dabei eifrig lauschenden Grethe.

Als sie aber spät am Abend, nachdem die ganze Last der häuslichen Geschäfte, welche durch der Mutter Thätigkeit im Siechhause jetzt allein

auf ihr ruhte, ihr Lager im stillen Kämmerlein aufsuchte, da wollte der Schlaf sich nicht, wie sonst stets der Fall, bei ihr einstellen. Zwar ihr Körper war müde, aber ihr Geist zu aufgeregt, und mochte sie sich auch noch so sehr dagegen zu wehren suchen, es half nichts, das Bild des Hauptmanns von Blücher trat immer von Neuem wieder vor ihre Seele. Die kurze Sommernacht neigte sich fast schon ihrem Ende zu, und im Osten begann es rosig zu dämmern, da streute der Schlummergott endlich seine Mohnkörner auf Grethchens müdes Auge, und gab ihr dadurch neue Kraft zur schweren Arbeit des kommenden Tages.

Aber auch der Hauptmann von Blücher verließ das Haus des Schiffers Bradhering mit einem ganz andern Gefühle wieder, wie er solches betreten hatte. Auch sein starkes Herz, das bisher nur für die Freiheit seines Vaterlandes von der Wiener Pfaffenherrschaft und für kriegerischen Ruhm erglühte, war plötzlich von der Liebe Macht auf eine Weise ergriffen worden, wie er selbst dies früher kaum für möglich gehalten hätte. Wie hoch stand die glänzende Schönheit der Louise von Redow, ihr Geist, ihr gewandtes Benehmen, über dieser einfachen Erscheinung des schlichten, bescheidenen Stralsunder Bürgermädchens, und doch, welch'

einen ganz andern Eindruck hatte Letztere auf ihn ausgeübt! Er vermochte sich das selbst kaum zu erklären, je mehr er aber Beide in seinem Innern verglich, desto tiefer sank das Edelfräulein, desto höher stand die Schifferstochter bei ihm. Die wahre Weiblichkeit, die immer unbewußte Güte und Aufopferung des Herzens fehlten Ersterer, und dieser Mangel hatte, trotz aller ihrer sonstigen großen geistigen und körperlichen Vorzüge, den Junker von Blücher stets kalt gegen sie gelassen. Bei Grethchen aber war Alles, was Louise von Rechow fehlte, in desto reicherem Maße vorhanden. Dadurch allein entstand der gewaltige Zauber, den sie auf das bisher so kalte Herz des stolzen, abgeschlossenen Edelmannes ausübte. Die wahre Weiblichkeit hatte bei dieser Gelegenheit einmal wieder, wie dies glücklicher Weise noch oft im Leben der Fall ist, einen glänzenden Sieg über alle sonstigen Vorzüge, die ein junges Mädchen nur besitzen mag, gefeiert.

Es war dem Hauptmann von Blücher so sonderbar wie noch nie zu Muthe, und sein Herz schlug so ungeduldig, daß er in seinem Quartier keine Ruhe finden konnte. Eine kriegerische Thätigkeit war ihm jetzt die erwünschte, und er freute sich, daß der Zufall ihm solche noch in dieser Nacht in der

umfangreichsten Weise gewährte. Der Feldmarschall von Arnim ließ abermals eine Schanze vor dem Knieperthore, wo überhaupt die meisten Gefechte jetzt stattfanden, angreifen, und es kam daselbst zu einem blutigen Kampfe. Anfänglich waren die schottischen Truppen unter dem dänischen Obersten Holk hier besonders heftig im Gefechte, und geriethen schon stark in das Gedränge, als der Hauptmann von Blücher mit seinem deutschen Fähnlein ihnen zu Hülfe eilte. Es entstand jetzt eine Art von Eifersucht zwischen diesen Deutschen und den Schotten, wer sich am meisten gegen den Feind hervorthun könne, und so war ihr Anstürmen unwiderstehlich. Wie immer zeichneten sich der Hauptmann und unter ihm sein Fähndrich, der riesige Ritter von Rechow, auf das rühmlichste aus. Mit seinem, von herkulischer Kraft geführten schweren Schwerte hieb Letzterer viele Friedländische Soldaten zusammen, so daß diese zuletzt den Platz, wo die hohe Gestalt des graubärtigen Fähndrichs hoch aus dem Kampfgetümmel hervorragte, auf das ängstlichste vermieden. Der Hauptmann von Blücher focht in diesem Kampfe aber mit einer so stolzen Freude, wie er solche noch niemals bei derartigen Gelegenheiten empfunden hatte. Bisher kämpfte er nur aus Haß gegen

die Feinde und aus kriegerischem Ehrgeiz, jetzt aber empfand er auch das hohe Gefühl, für die Vaterstadt der Geliebten, ja für diese selbst zu streiten, und durch seine Thaten gegen den Feind auch diese mit schützen zu helfen. Hatte der Herzog Wallenstein in seinem wilden Zorne über die heldenmüthige Gegenwehr der Stadt Stralsund, doch geschworen: „daß nicht das Kind im Mutterleibe solle geschont werden, wenn es ihm gelinge, durch einen Sturm sich der Stadt zu bemächtigen." Bei der Härte des Herzogs und der gewaltthätigen Rohheit des Friedländischen Kriegsvolkes war daher das Aergste zu befürchten, wenn die Stadt wirklich erobert werden sollte. Aus diesem Grunde hatten auch schon viele Frauen und Kinder der wohlhabenderen Familien in den letzten Tagen die Stadt zu Schiffe verlassen, und waren nach Schweden geflüchtet. In der Familie des Schiffers Bradhering war von solcher Flucht ihrer weiblichen Mitglieder gar nicht einmal die Rede gewesen. Sowohl dem Schiffer selbst, wie auch seiner wackern Hausfrau und Grethchen, dünkte es so natürlich, daß sie jetzt auch in den Stunden der Gefahr bei einander blieben, so wie Leid und Ungemach getreulich theilten, wie sie früher die Freude auch gemeinsam genossen hatten, daß sie an eine

Abreise nicht dachten. Je muthiger der Hauptmann von Blücher jetzt kämpfte, desto größeren Schutz gewährte er auch dem Mädchen, das ihm plötzlich so über Alles theuer geworden war, ja dieser Gedanke erfüllte ihn mit hoher Begeisterung, und trieb ihn zu stets neuer Thätigkeit. Ist es doch für einen muthigen Mann das schönste Gefühl, welches er nur empfinden kann, für den Schutz der Geliebten seines Herzens kräftig gegen den sie bedrohenden Feind zu kämpfen, und nöthigenfalls auch für ihre Rettung sein Blut zu vergießen!

Mit gar frohem Stolze kehrte daher am Morgen der junge Hauptmann wieder in die Stadt zurück, denn er durfte sich selbst das Zeugniß geben, auch in dieser Nacht wieder das Seinige zur Vertheidigung von Stralsund mit beigetragen zu haben. Gar häufig lenkte er von jetzt an seine Schritte in das Haus des Schiffers Bradhering, und saß dann stundenlang vor dem Krankenstuhle des Alten, dessen Wunde zwar langsame, aber doch gute Fortschritte machte. Ueber Vieles sprach er mit dem klugen, erfahrenen Schiffer, und hörte auch mit Interesse dessen Erzählungen über seine Seereisen, die er nun schon seit vierzig Jahren unaufhörlich gemacht hatte. Und doch durfte er

sich nicht verhehlen, daß es der alte Bradhering nicht war, der ihn mit so unwiderstehlicher Kraft in das schlichte Bürgerstüblein zog, sondern dies vorzugsweise aus dem Grunde geschah, um ja so viel und so lange als möglich sich der Gesellschaft Grethchens erfreuen zu dürfen. Still, und ohne sich viel in das Gespräch der beiden Männer zu mischen, was die damalige Sitte einem jungen Mädchen überhaupt nicht gestattete, saß diese gewöhnlich auf ihrem Platze, mit der Spindel beschäftigt, und außer dem Willkomms- und Abschiedsgruß hörte der Officier nur selten einzelne Worte von ihr. Genügte doch schon ihre ruhige Anwesenheit, um für ihn das stille Krankenstüblein zum köstlichsten Orte der Erde zu machen, und wie mit goldenem Sonnenschein füllte sich in seinen Augen das Zimmer, sobald sie es betrat. Von seiner Liebe hatte der Hauptmann noch niemals auch nur ein leises Wörtlein zu dem Mädchen gesprochen. Es fehlte ihm theils die Gelegenheit dazu, sie allein zu sehen, theils hielt ihn auch eine innere Scheu davon ab, dies zu thun.

So waren wohl einige Wochen verflossen, während welcher die Belagerung der Stadt immer ihren Fortgang nahm, ohne daß die Friedländischen Truppen bisher allzu große Erfolge sich errungen

hatten. Inzwischen war, wie wir schon vorhin geschildert haben, der Herzog Wallenstein selbst in dem Lager eingetroffen und hatte am 15. Juli einen Hauptsturm angeordnet. Ein kühner Kundschafter, den die Stralsunder in das feindliche Lager sandten, hatte diese Absicht des Herzogs zeitig genug erfahren und berichtet, so daß man in der Stadt alle nöthigen Vorbereitungen treffen konnte, um dem Angriffe einen möglichst kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Es ward voraussichtlich ein heißer Kampf, von dem das fernere Schicksal Stralsunds abhing; dies sah man allgemein ein, und ein ernster, todesmuthiger Sinn beseelte alle Truppen wie Bürger, welche zum Kampfe ausrücken sollten. Besonders viele Bürger hatten vorher das heilige Abendmahl genommen, um somit, besser zum Tode vorbereitet, desto freudiger in den Kampf ziehen zu können. Da nunmehr unter dem Oberst Rosladin an zweitausend Mann schwedische Truppen in Stralsund eingerückt waren, so hatte der Hauptmann von Blücher jetzt wieder den Befehl über seine frühere schwedische Compagnie übernommen, und die Führung der bisher von ihm commandirten deutschen Truppe, die freilich in der letzten Zeit schon sehr zusammengeschmolzen war, dem alten Ritter von Rechow übergeben.

Vollständig zum Kampfe gerüstet, die blaugelbe schwedische Feldbinde über den leichten Brustharnisch, trat der Hauptmann am Abend des genannten Tages in das Haus des Schiffers Bradhering, um Abschied — vielleicht auf Nimmerwiedersehen zu nehmen. Ein günstiger Zufall wollte, daß er das Mädchen, welches er so sehr liebte, allein in der Wohnstube fand, da der schon ziemlich wieder genesene Schiffer den schönen, milden Sommerabend im Hausgärtlein verbrachte.

Wie Grethchen den Mann, der ihr über Alles theuer war, in das Zimmer eintreten sah, röthete sich anfänglich ihr Gesichtchen vor Freude, um bald aber wieder vor Schreck zu erbleichen, da sie aus seiner vollen Rüstung sah, daß er abermals in den Kampf ziehen müsse.

„Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen, Jungfer Grethchen, denn in einer Stunde muß ich mit meiner Compagnie in die Schanze vor dem Frankenthor, da wir in dieser Nacht noch einen Hauptsturm des Herzogs Wallenstein mit Sicherheit erwarten dürfen!" sprach der Officier mit leiser Stimme, der man es anhörte, wie sehr er innerlich bewegt war.

Schweigend hörte das Mädchen diese Worte,

aber ihre Wangen erbleichten immer mehr, und ihr klares blaues Auge füllte sich mit heißen Thränen.

„Jungfer Grethchen,“ nahm nach einer kleinen Pause der Officier wieder das Wort, „es muß heraus, und ich kann jetzt nicht von Euch scheiden, ohne Euch zu sagen, wie sehr ich Euch liebe und wie Ihr mein ganzes Herz erfüllt habt. — Sagt, könnt Ihr mich je wieder lieben, könnt Ihr Euch entschließen, mein Eheweib zu werden und damit für immer Euer Geschick mit dem meinen zu verbinden?“

Glühend roth vor Verlegenheit — vielleicht auch vor innerer Freude über diese Worte ward jetzt das Mädchen, und leise antwortete sie mit tief gesenktem Blicke: „Aber bedenkt doch den Unterschied, Herr Ritter; ich, ein einfaches Bürgermädchen, und Ihr, ein vornehmer Edelmann, wie würde dabei eine Verbindung möglich sein!“

„Was frage ich nach Eurem Stand und Rang, da ich Euch ja liebe, so sehr liebe, wie nur ein Mann ein Mädchen zu lieben vermag? Besitzt Ihr nicht alle Vorzüge, die nur ein Weib zieren können? Braucht Ihr an Schönheit des Körpers und Güte des Herzens wohl hinter dem stolzesten Edelfräulein zurückzustehen?“ rief der Officier jetzt mit warmer Stimme. „O, sagt ja, gebt mir das Ver=

sprechen, die Meine werden zu wollen, und macht mich dadurch unnennbar glücklich!"

„Ihr beschämt mich, Herr Ritter, durch Eure Lobsprüche, die ich nicht verdiene. Aber was würde Eure ganze Familie sagen, sobald ich, das einfache Bürgermädchen, mich in ihren Kreis eindrängen wollte? Es ist für ein Mädchen nimmer gut, wenn sie in Verhältnisse kommt, für welche sie nicht erzogen wurde, und das Naserümpfen Eurer Sippschaft über Eure Wahl würde mich stets tief kränken," sprach sie.

„Bin ich nicht Mannes genug, um meine Gattin zu schützen? Traut Ihr mir nicht Kraft und Muth genug zu, um meinem Eheweibe auch den ihr gebührenden Platz zu sichern? Ich wollte Den sehen, der es wagen sollte, auch nur mit einer Miene Euch zu kränken!" rief der Officier mit stolzem Tone. „Aber beruhigt Euch, Jungfer Grethe, wenn dies allein nur die Bedenken sind, welche Euch von mir trennen, so schlagt sie Euch aus dem Sinne. Ich habe nur wenige, und dazu keine näheren Anverwandten mehr in Mecklenburg, und stehe mit meiner ganzen Sippschaft überhaupt in keiner nahen Verbindung. Mein großer König Gustav Adolph, dem ich als Officier diene, frägt nicht nach der Geburt und dem Rang der Frauen,

die seine Officiere heirathen, und mit meinen Kameraden bin ich zu sehr befreundet, als daß nicht jeder von ihnen mein Eheweib ganz so, wie sie es verdient, ehren und achten wird. Ihr seht also, äußerlich ist es kein allzu glänzendes Loos, welches ich Euch bieten kann, und mein treues Herz und meine wahre Liebe ist das Beste, was Ihr von mir erhaltet."

Einen Augenblick stand das Mädchen jetzt noch schweigend da, aber eine unnennbare Seligkeit strahlte aus ihrem Antlitz, und vor Freude glänzte ihr Auge. Die weibliche Schüchternheit kämpfte in ihrer Brust mit der Liebe, aber bald gewann letztere den vollen ihr gebührenden Sieg. Sie neigte ihr Köpfchen bis dicht an des Officiers Ohr, als scheue sie das Wörtlein, welches sie jetzt sprach, mit lauter Lippe zu reden, und lispelte dann: „Mit meinem ganzen Herzen liebe ich Euch treu und innig, und mag auch geschehen, was da will, so soll mich nichts freiwillig von Euch mehr trennen."

Und wie der Hauptmann dies beseligende Geständniß vernahm, da blinkte bei ihm, dem stolzen, ernsten Mann, eine Thräne der Freude in seinem Auge, er schlang die Rechte um den Hals der Geliebten, und sie fest an seine kräftige Brust

drückend, sprach er: „Hab' Dank, mein Gretchen, für dies Geständniß Deiner Liebe, wodurch ich so unaussprechlich beglückt bin. Daß Dein Vertrauen zu mir nicht getäuscht werden soll, ist jetzt die heiligste Ehrenpflicht meines Lebens!" Und im langen, wonnevollen, ersten Kuß der wahren Liebe fanden sich jetzt, wie von selbst, die Lippen Beider, und eng umschlungen hielt sich das glückliche Paar. Es lag in der Absicht des Hauptmanns von Blücher, sogleich jetzt zu dem alten Schiffer Bradhering in den Garten zu gehen und, wie es Sitte und Brauch damals mit Recht vorschrieb, um die Hand seiner Tochter Grethe bei ihm zu werben. Es ward ihm aber jetzt so schwer, sich aus den Armen der Geliebten loszureißen, und immer von Neuem, als wie von einer unwiderstehlichen Gewalt dazu getrieben, fanden sich die Lippen Beider wieder im innigen Kuß. So verging eine längere Zeit den beiden Liebenden freilich wie im Fluge, ohne daß sie sich zu trennen vermochten, als plötzlich ein Trommelwirbel auf der Straße sie nur zu unsanft aus ihrer Seligkeit emporschreckte. Es war die Alarmtrommel, welche die Krieger zu den Waffen rief, um in die Schanzen zu eilen.

Und so wie der Hauptmann von Blücher die=

sen ernsten Ton vernahm, da ward er plötzlich wieder ganz Soldat, und erinnerte sich, was Ehre und Pflicht ihm vorschrieben. Ohne die mindeste Zögerung wand er sich aus dem Arme der Geliebten, preßte noch den letzten Kuß auf ihre rosigen Lippen, und sprach dann mit fester Stimme: „Leb' wohl, mein Grethchen, Du Theuerstes, was ich auf Erden besitze. Jetzt ruft die Pflicht mich zu den Waffen, um für Dich und Deiner Vaterstadt Heil zu kämpfen. Schützt mich Gottes Wille und kehre ich morgen früh gesund zurück, so eile ich zu Deinen Eltern, um ihnen meine Liebe zu Dir zu gestehen und um ihre Einwilligung zu unserer Ehe zu bitten!" Und bevor noch das Mädchen antworten konnte, hatte er den Helm auf sein Haupt gedrückt und eilte, als fürchte er, die Geliebte könne ihm sonst vielleicht den Abschied zu schwer machen, fort aus dem Zimmer und Hause. Auf ihren Knieen, im tiefen, inbrünstigen Gebete, blieb Grethchen noch eine längere Zeit liegen. Sie dankte Gott aus vollem Herzen für das unendliche Glück, welches er ihr so eben gewährt hatte, und flehte ihn an, daß er auch fernerhin seine starke Hand schützend über den so heißgeliebten Mann breiten möge. So fand sie der aus dem Garten zurückkehrende Vater, dem sogleich

das veränderte Wesen der Tochter auffiel. Schon wollte er sie deshalb fragen, da donnerte vor dem Frankenthor bereits der erste Schuß, und das jetzt beginnende Gefecht nahm die Aufmerksamkeit Beider nun so in Anspruch, daß jedes weitere Gespräch unterblieb.

Ein heftiger Kampf hatte sich bald in der Gegend vor dem Frankenthore, wohin diesmal der Herzog Wallenstein den Hauptangriff zu richten befohlen, entsponnen. Auf einem grauen Rosse sitzend, einen weiten Mantel zum Schutz gegen den nächtlichen Wind hier am Meeresufer umgehängt, hielt der mächtige Herzog Wallenstein auf einer kleinen Anhöhe unweit seines Lagers, um persönlich den Sturm zu leiten, und mit einem lauten „Vivat!" marschirten seine Regimenter Verdugi, Dohna, Götze, Morrando und Hebron, welche vorzugsweise die Sturmcolonnen bildeten, an ihrem Feldherrn vorbei. Seine Anwesenheit vermehrte ihren Eifer und, so wurden im ersten Anlauf die meisten Schanzen vor dem Frankenthore von den Friedländischen Truppen erstürmt. Besonders das dänische und schottische Kriegsvolk litt sehr, und auch das deutsche Fähnlein des alten Ritters von Rechow wurde zur Hälfte zusammengehauen. Jetzt rückten aber zweitausend

Mann schwedisches Fußvolk unter dem Obersten Roslabin zur Wiedereroberung der Schanzen an. Ein furchtbarer Kampf, Mann gegen Mann, entspann sich in der nächtlichen Dunkelheit in dem engen Raume der Schanzen. Oft konnten die beiden unter einander gemischten Streithaufen sich kaum erkennen, und nur das gegenseitige Feldgeschrei „Vivat Ferdinandus!“ und „Hoch König Gustav Adolph!“ unterschied die Schweden von den Friedländern.

An der Spitze der Seinen fiel, mit dem Schwerte in der Hand kämpfend, der schwedische Oberst Roslabin, während mehrere andere Hauptleute, darunter auch Graf Horn, der sich später als Feldherr noch einen so hochberühmten Namen erwarb, schwer verwundet zu Boden sanken. Zu den Muthigsten unter den vielen Muthigen gehörte auch diesmal wieder der Hauptmann von Blücher, der die letzte Reserve der Schweden befehligte. Schien es doch, als ob das Geständniß Grethchens, daß sie ihm wiederliebe, seinem Arme neue Kraft verleihe, mit solcher unwiderstehlichen Macht fuhr sein Schwert unter die Feinde.

Ein Hieb über die Brust, der aber durch seinen leichten Harnisch sehr geschwächt wurde, verwundete zuletzt noch den tapfern Hauptmann, wenn

gleich nicht gefährlich. Mit Stolz durfte er sich jedoch sagen, daß er sehr viel zur Behauptung der Schanzen mit beigetragen hatte. Als der Sonne Aufgang die kurze Julinacht beendete, da standen die Friedländischen Schaaren von ihren vergeblichen Bemühungen, die Schanzen zu erobern, ab und zogen sich nach harten Verlusten in ihr Lager zurück. Stralsund war abermals gerettet, und der stolze Herzog Wallenstein hatte hier, vor den Mauern der norddeutschen Stadt, eine so schwere, persönliche Niederlage erlitten, daß er deren Folgen niemals wieder verschmerzte.

Schon einige Tage darauf ward vom Abgesandten des Raths der Stadt mit dem Herzog ein Waffenstillstand abgeschlossen, und am 20. Juli verließ der bis dahin unbesiegte und jetzt zum ersten Mal in seinem Stolz gedemüthigte Kriegsfürst das Lager, um sich nach Güstrow in sein neues Herzogthum Mecklenburg zu begeben. Kurze Zeit später brach auch der Feldmarschall von Arnim auf des Herzogs Befehl die Belagerung ab, räumte zuerst die von ihm angelegten Werke vor dem Knieperthore und vor dem Triebseer Hügel, und dann auch bald die mit so vielem Blute tapferer Menschen gedüngten Felder vor dem Frankenthor.

So war Stralsund durch den Muth seiner

Bürger und den Beistand der Schweden gerettet, und des Kaisers Ferdinand Macht an der norddeutschen Seeküste erlitt die erste empfindliche Niederlage. Hätten damals die Friedländischen Heerschaaren hier gesiegt, so wären wahrscheinlich alle norddeutschen Lande dem gleichen Geistesdruck und der systematischen Ausrottung des Protestantismus verfallen, unter welchem Böhmen und die anderen unglücklichen österreichischen Erbstaaten bis auf die neueste Zeit leiden müssen. Ruhm und Preis selbst bis auf unsere Gegenwart gebührt daher allen jenen wackeren Männern, welche damals für die Freiheit ihres Glaubens und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes von der Wiener Pfaffenherrschaft so kraftvoll mit dem Schwerte in der Hand stritten und ihr Blut vergossen.

2.

Auf dem Hofe zu Alt-Rechow.

Während vor Stralsunds festen Mauern die Macht des Herzogs Wallenstein zuerst gründlich gebrochen wurde, suchte sein Statthalter, der Oberst St. Julien, diese in Mecklenburg zu befestigen. Die beiden ihres Thrones widerrechtlich beraubten Herzöge Johann Albrecht und Adolph Friedrich hatten ihr Stammland endlich verlassen müssen, und auf allen Thürmen der Schlösser und festen Städte der Herzogthümer wehten die Fahnen mit den Friedländischen Farben. Zahlreiches Kriegsvolk lag in Schwerin, Güstrow, Rostock, Wismar, Boitzenburg und einigen anderen Städten in Besatzung, während starke Geschwader von Reiterei auf dem flachen Lande umherzogen, um überall des neuen Herzogs Macht zu zeigen und jeden

Versuch eines etwaigen Widerstandes im Keime zu ersticken. So mußte sich denn die Bevölkerung Mecklenburgs freilich ruhig verhalten, und wenn auch im Geheimen vor Zorn knirschend, doch äußerlich geduldig das ihr jetzt auferlegte schwere Joch tragen. Alle Mitglieder der Ritterschaft, welche den ihnen anbefohlenen Huldigungseid in Güstrow bisher noch nicht geleistet hatten, erhielten starke Executionscommandos, welche sie unterhalten mußten, denen aber, die sich aus dem Lande geflüchtet hatten, ließ der Oberst St. Julien ihre Besitzungen vorläufig unter Sequestration legen und die Einkünfte für die Wallenstein'sche Kasse einziehen. Letzteres war nun auch mit dem Gute Alt-Rechow und den anderen Besitzungen des alten Ritters von Rechow der Fall. Als der Oberst St. Julien von dem Oberstwachtmeister Graf Strozzi die Nachricht erhalten hatte, daß dem Ritter seine Flucht geglückt und er wahrscheinlich zu Boote nach Stralsund entkommen sei, ertheilte er Letzterem den Befehl, vorläufig zu Alt-Rechow sein Quartier aufzuschlagen und die Oberaufsicht über die Verwaltung der Güter für die Wallenstein'sche Domänenkammer zu leiten. Solcher Auftrag war dem Grafen ungemein erwünscht, und da er bei dem Oberst St. Julien in großem Ansehen stand,

so wußte er es bald dahin zu bringen, daß sein Aufenthalt in Rechow auf das unbestimmte verlängert und seine Machtvollkommenheit sehr ausgedehnt wurde. Hatte der Oberst doch ohnehin den Befehl ertheilt, die ganze Grenze Mecklenburgs gegen Pommern zu, und besonders den Triebseer Paß stark zu besetzen, um dadurch zu verhindern, daß sich einzelne Mecklenburger nach Stralsund schlichen, der Stadt Hülfe zu bringen, und so war es ihm ganz erwünscht, einen so thätigen und umsichtigen Officier, wie der Graf war, als Befehlshaber in jener Gegend zu wissen. So schaltete und waltete denn Graf Strozzi mit ziemlich unumschränkter Machtvollkommenheit als Herr und Gebieter im Hause und auf dem Hofe zu Alt-Rechow. Eine seiner ersten Sorgen hier war, nun auch durch ein starkes Streifcommando jene weitläufigen Waldungen, die sich längs der Seeküste bis an die „Rostocker Haide" und ostwärts bis zur pommer'schen Seeküste hinzogen, genau untersuchen zu lassen. Zwar gewann der alte Jagdvogt Klas mit seinem taubstummen Jungen und seinen riesigen Hatzhunden noch Zeit genug, sich in andere Theile der Waldungen zu flüchten, und so seiner Gefangennehmung, auf welche es wesentlich mit abgesehen war, zu entgehen. Sein Häuslein unter

dem Schatten der riesigen Tannen ward aber von den Friedländischen Reitern aufgefunden und dann sogleich angezündet. Auch bis zur Hütte des Fischers am Meeresstrande drangen sie vor, und wollten anfänglich auch diese niederbrennen. Auf die verzweifelte Bitte der Fischersfrau und ihrer Kinder fühlte der Officier, der diese Reiterabtheilung befehligte, jedoch eine Anwandlung von Mitleiden, und ließ die Hütte stehen. Sein großes Boot ward dem alten Fischer indeß weggenommen und unbrauchbar gemacht, so daß er nicht mehr in die See hinausfahren konnte, und sich mühselig durch den Fang mit der Angel und mit Netzen vom Lande aus seinen Unterhalt erwerben mußte. Auf diese Weise war augenblicklich auch jede Verbindung von Alt-Rechow mit Stralsund abgeschnitten, und der Fischer konnte seinem Herrn nicht, wie er es ihm versprochen hatte, mitunter Kunde aus der Heimath bringen. In seinem treuen Diensteifer versuchte er es zwar, sich zu Lande durchzuschleichen, und kam auch glücklich bis über die pommersche Grenze, allein in die vom Feinde landwärts eng umschlossene Festung selbst hineinzudringen, wollte ihm trotz wiederholter Versuche nicht gelingen. Mißmüthig kehrte der alte treue Mann wieder zurück, und der Gedanke, daß sein

Herr, an dem er mit der vollsten Hingebung hing, ihn nun gar für wortbrüchig und treulos halten könne, schmerzte ihn tief. Auch trug sich auf dem Alt-Rechower Hofe jetzt so Manches zu, was der Fischer dem Ritter so gern gemeldet hätte, wenn freilich diese Meldung auch weiter nicht erfreulich gewesen wäre.

Die Schußwunde, welche Fräulein Louise damals bei der Flucht des Vaters in die Schulter erhalten hatte, war zwar anfänglich schmerzlich, aber sonst weiter nicht lebensgefährlich gewesen. An der sorgsamsten Pflege fehlte es nicht, und besonders auch der Oberstwachtmeister Graf Strozzi bot Alles auf, was in seiner Macht stand, ihr die geschicktesten Aerzte zu verschaffen. Nicht allein daß er deshalb nach Rostock schickte und einen an der dortigen Universität befindlichen berühmten Professor unter Militärescorte herbeiholen ließ, sondern er hatte auch nach Güstrow eine berittene Ordonnanz beordert, um einen sehr geschickten italienischen Arzt herbeizuholen, der sich daselbst im Gefolge des Obersten Graf St. Julien aufhielt. Solche sorgfältige Behandlung, unterstützt durch die kräftige Natur des jungen, blühenden Mädchens, verfehlte denn auch ihre Wirkung nicht. Schon nach wenigen Wochen konnte Louise Bett und Kranken-

stüblein verlassen, und bald auch den in seiner vollen Pracht jetzt grünenden und blühenden Frühling im Freien genießen.

Mit der ausgesuchtesten Galanterie, wie ihm, dem gewandten, in den vornehmsten Hofkreisen erzogenen Manne, solche, wenn er es wollte, vollkommen zu Gebote stand, benahm sich der Graf Strozzi jetzt gegen das Edelfräulein. Es schien förmlich, als suche er durch sein Benehmen gegen sie vergessen zu machen, daß gerade er es war, der die Verfolgung ihres Vaters geleitet hatte, und daß von ihm jetzt die Verwaltung von Alt-Rechow abhinge. Was er nur irgendwie an Bequemlichkeiten für das Fräulein anzuschaffen vermochte, versäumte er gewiß nicht, und mit anscheinend großem Zartgefühl wußte er ihr das Peinliche ihrer jetzigen Stellung im Hause möglichst zu verbergen. Er behandelte sie nicht als die Tochter eines entflohenen Hochverräthers, dessen confiscirte Güter ihm augenblicklich zur Verwaltung anvertraut waren, sondern als Herrin des Hauses, bei welcher er selbst nur Gastfreundschaft genoß. Alle Dienstboten waren von ihm auf das strengste angewiesen, jeden Wunsch aus den Augen des Fräuleins zu beachten, und alle ihre Wünsche, so weit dies nur möglich war, sogleich zu erfüllen.

So hart und stolz der Graf Strozzi sich gegen alle Uebrigen auch betrug, und mit so eiserner Strenge er die Befehle des Grafen St. Julien in dem Theile von Mecklenburg, wo er schaltete und waltete, durchzuführen wußte, so zart und edelmüthig betrug er sich äußerlich gegen Louise. Freilich beruhte diese Galanterie vielfach nur auf äußerem Scheine, und manche Härte ward nur hinter gefälligen Formen verborgen. So hatte Graf Strozzi unter dem Vorwande besserer Pflege es einzurichten gewußt, daß Louise von Rechow ihre treue, der Herrin unbedingt ergebene Kammerzofe entlassen, und ein gewandtes Mädchen aus der Stadt, die heimlich in seinem Solde stand und ihm Alles, was er zu wissen wünschte, rapportirte, dafür annehmen mußte. Auch allen etwaigen brieflichen Verkehr mit den Verwandten, welche sie noch besaß, überwachte er, und ließ keinen Brief abgehen oder ankommen, ohne ihn vorher heimlich controlirt zu haben. Mehrere Briefe, deren Inhalt er nicht für Louise geeignet hielt, unterschlug er ohne die mindeste Bedenklichkeit. Uebrigens war der Postenlauf damals überhaupt so langsam und unregelmäßig, so wie durch die Kriegswirren überhaupt fast ganz gestört, daß das junge Mädchen ohnehin fast keine Briefe erhalten oder absenden konnte.

Auch allen sonstigen Verkehr etwaiger benachbarter Gutsbesitzer in Alt-Rechow wußte der Graf ohne Weiteres zu verhindern. Einige Nachbarn und alte treue Freunde ihres Vaters, die sich anfänglich zum Besuch hatten einfinden, ja Louise auch mit in ihr Haus nehmen wollen, ließ er ohne Umstände durch seine Soldaten schroff zurückweisen. Vor dem Hofe stand stets ein Friedländischer Reiter als Schildwache, und keine fremde Person durfte solchen ohne besondere Erlaubniß betreten. So war das Mädchen jetzt von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt förmlich abgeschnitten, und in Wahrheit eigentlich eine Gefangene, wenn freilich ihre Gefangenschaft sich äußerlich so glänzend zeigte und unter so gefälligen Formen verbarg, daß sie solche kaum verspürte. Es war natürlich, daß die Tochter mit der größten Spannung auf jede Nachricht von ihrem geflüchteten Vater harrte, und es ihr tiefen Kummer machte, daß sie von dessen ferneren Schicksalen gar nichts Sicheres erfuhr. Daß der alte Ritter glücklich in Stralsund eingetroffen war, hatte sie von dem zurückgekehrten Schiffer erfahren, seitdem jedoch war sie ohne jegliche sichere Nachricht geblieben. Mit berechnender Schlauheit hatte der Graf Strozzi jetzt das Gerücht verbreiten lassen, daß der alte Ritter von

Rechow plötzlich in Stralsund an einem Schlagflusse, den er sich bei einem unmäßigen nächtlichen Trinkgelage zugezogen habe, gestorben sei. Als dies Gerücht auch zu den Ohren der Tochter gedrungen war, da ergriff diese tiefer Schmerz und mit Thränen in den Augen beschwor sie den Grafen, ihr sichere Nachricht über den Vater zu verschaffen. Anscheinend mit der größten Bereitwilligkeit ging er auf diesen Wunsch des Fräuleins ein. Er schrieb einen Brief an einen näher befreundeten Friedländischen Officier, der im Lager vor Stralsund stand, und bat ihn, sichere Nachrichten über das Schicksal des Ritters von Rechow, der in der Festung sich aufhalten solle, einzuziehen. Er las dies Schreiben Louise vor, und sandte es alsdann durch eine besondere Ordonnanz an seine Adresse ab, fügte aber zugleich noch heimlich ein Briefchen an den Officier bei, worin er ihm schrieb, was er wieder antworten möge. So kam denn auch nach einigen Tagen ein Schreiben zurück, in welchem der befragte Officier meldete, daß es ihm zwar unmöglich sei, in directen Verkehr mit Einwohnern von Stralsund zu gelangen, er jedoch ebenfalls von Gefangenen die Nachricht erhalten habe, der alte mecklenburgische Ritter sei an einem Schlagflusse gestorben. Gar heiße Thränen preßte

dies Schreiben der armen, so arg getäuschten Louise aus, denn wenn die Gewißheit von dem Tode ihres Vaters auch noch nicht ganz sicher bestätigt war, so ließ sich doch kaum noch daran zweifeln. Sie fühlte sich jetzt so öde und einsam in dieser weiten Welt, sie kam sich so verlassen in dieser fremden Umgebung vor, und die bittere Empfindung, daß auch jetzt kein einziges Herz mehr mit wirklich wahrer und treuer Liebe für sie schlage, bohrte sich immer tiefer in ihre junge Brust ein. Und mit welcher ritterlichen Höflichkeit benahm sich dabei fortwährend der Oberstwachtmeister Graf Strozzi gegen sie! Nie kam von seinen Lippen ein roher Fluch, oder ein wildes Wort, wie sie solche früher bei den Zechgelagen der mecklenburgischen Ritter und Junker in ihres Vaters Hause nur zu häufig gehört hatte, und auf eine ungleich zartere, dem Frauenherzen wohlgefälligere Weise widmete er ihr seine Huldigungen, als ihr solche früher wohl von manchen Landedelleuten, die in ihr die schöne, wilde Reiterin, oder häufiger auch noch die reiche Erbin verehrt hatten, zu Theil geworden waren. Auch die äußere Erscheinung des Grafen mußte dem Edelfräulein immer mehr gefallen, je häufiger sie solche sah. Sein dunkles, lebendiges Auge, die gebräunte südliche Gesichts-

farbe, die langen schwarzen Locken, welche hinten bis über den breiten weißen Halskragen, den der Graf über seinem grünen Waffenrock trug, hinunterfielen; dazu seine zwar nicht kräftige, aber elegante Gestalt, so wie die geschmeidige Anmuth seiner Bewegungen konnten unmöglich ihren Eindruck auf das jugendliche Herz des Mädchens verfehlen. Zwar das Gepräge von Kraft und Edelmuth, wie solches die Erscheinung des Junkers von Blücher so sehr auszeichnete, zeigte der italienische Graf nicht, dagegen war er unbedingt eleganter und gewandter als Letzterer.

So war es sehr erklärlich, daß Louise von Rechow ihren Hausgenossen, mit dem sie täglich verkehrte, immer günstiger ansah. Sie konnte stundenlang in dem jetzt in voller Blüthe prangenden Garten an seiner Seite sitzen und mit nie endendem Wohlgefallen seinen Tönen lauschen, wenn er mit wohlgeübter, weicher Tenorstimme italienische Romanzen vortrug und seinen Gesang dabei auf der Mandoline begleitete. Auch seinen lebendigen, interessanten Gesprächen hörte sie ungemein gern zu. Er schilderte ihr die großartige Pracht der hochberühmten Städte seines schönen Vaterlandes Italien, des meerumschlungenen Venedig, des reichen Mailand, aus dessen

vornehmem Adelsgeschlecht er selbst stammte, wenn er freilich auch unter diesen nur einer der weniger bemittelten war, der außer Schwert und Roß kein enormes Vermögen besaß. Und nun gar, wenn er die Herrlichkeit des ewig jungen, unvergänglichen Rom, so wie die Großartigkeit der Millionen gläubiger Seelen in allen Theilen der Welt mit dem starken Bande des Glaubens und der Liebe umschlingenden katholischen Kirche ihr pries, wie beredt ward dann sein Mund, wie lebendig strahlte sein Auge! Eine ganz neue, ihr bis dahin vollständig fremde Welt trat dadurch vor das innere Leben der aufmerksam zuhörenden Louise. Güstrow und Rostock waren bisher die einzigen Städte gewesen, welche ihr Fuß betreten hatte; außer Mecklenburg hatte sie noch niemals ein anderes Land gesehen, und der großartigste Gottesdienst, dem sie jemals beigewohnt, war ein Reformationsfest in dem Dome zu Güstrow. Wie unendlich weit mußte dies Alles aber hinter jenen Herrlichkeiten, welche der Graf Strozzi mit so beredter Zunge zu schildern verstand, zurückstehen? Sie kam sich selbst so roh und ungebildet vor, daß sie gar nichts Anderes als ihre Heimath kannte, und ihre früheren Vergnügungen, die nur im Jagen und Reiten bestanden, erschienen ihr förmlich widerlich

im Vergleich zu jenen ungleich edleren Genüssen, welche sich die Bewohner jener schönen, durch Kunst und Natur so reich bevorzugten Länder erfreuen durften. Auch den zwar etwas steifen, aber durch die großartige Würde, die ihn umgab, imponirenden Glanz des kaiserlichen Hofes in Wien und die Feste an manchen, zwar ungleich kleineren, aber lebendigeren und heitereren Höfen in Italien wußte der Graf ihr mit gar prächtigen oder verlockenden Farben zu schildern. Ganz andere Feste mußten dies doch sein, als die, welche sie bisher in Mecklenburg mitgemacht hatte, wobei es im Wesentlichen doch stets nur auf vieles Essen und noch mehr Trinken hinauslief, und wo das dabei gehabte Vergnügen nach der Zahl der auf dem Tische gestandenen Schüsseln und der geleerten Weinflaschen gemessen wurde. Und wie fein und gewandt wußte der Graf Strozzi in allen diesen Schilderungen Schmeicheleien über ihre eigene Persönlichkeit und gar über ihre Schönheit, einfließen zu lassen! Wenn er ihr die Meisterwerke der italienischen Bildhauer oder Maler anpries, so bedauerte er stets dabei, daß sie niemals von diesen gesehen worden wäre, da ein besseres Modell für eine Diana, wie sie es sei, in ganz Italien sicherlich nicht gefunden werden könnte,

und bei den Schilderungen der Hoffeste in Wien oder Florenz meinte er, wie prächtig sie sich dabei ausnehmen und welche Huldigungen ihre Schönheit dort empfangen würde. Als „bella Tedescha“ würde sie gar bald in Italien gefeiert sein, wenn ihr Fuß nur einmal dies Land betreten hätte. Solche und ähnliche Huldigungen flossen häufig aus seinem Munde.

Louise von Rechow hätte kein Mädchen sein müssen, wenn alle derartigen Worte spurlos an ihr vorübergehen sollten. Der Wunsch, auch alles dies selbst zu sehen, was der Graf Strozzi so verlockend zu schildern verstand, ward täglich lebhafter in ihr, und eine brennende Sehnsucht nach jenen Kreisen, in denen das Leben doch ungleich anmuthiger, als daheim auf einem mecklenburgischen Rittergute dahinfloß, entstand in ihrer Brust. Die früheren Schilderungen, welche ihr der Junker von Bose von dem kurfürstlichen Hofe zu Dresden gemacht, hatten sie ziemlich kalt gelassen, da sie theils das gezierte Wesen des Junkers selbst nicht liebte, theils auch sein Vortrag nicht lebendig genug war. Die beredten Worte des Grafen Strozzi hinterließen dagegen einen ganz andern Eindruck. Wenn sie in der einsamen Gartenlaube unter den jetzt in voller Blüthe stehenden Fliederbüschen saß,

zeigten sich immer und immer von Neuem wieder die Bilder, welche er mit so glänzenden Farben entworfen hatte, vor ihrem inneren Auge und stundenlang konnte sie sich daran erfreuen, ihre lange Reihe an sich vorübergleiten zu lassen. Und wie sie nun so sann, und immer wieder sann über alles Das, was sie in den letzten Wochen gehört hatte, und sich im Geiste frug, ob wohl jemals die Möglichkeit für sie vorhanden sei, selbst an diesem ihr so verlockend geschilderten Leben in der großen Welt Theil nehmen zu können, dann trat fast unwillkürlich oft die Erscheinung des Grafen Strozzi in den Vordergrund. An seiner Seite durfte sie hoffen, Italien und die Feste in der Kaiserburg zu Wien zu betreten; als seine Gattin waren ihr alle diese Schätze, nach denen sie ein so heißes Verlangen trug, geöffnet. Bisher hatte sie für den jungen Officier noch keine eigentliche Liebe gefühlt, obgleich seine Persönlichkeit ihr täglich mehr gefiel, allein je häufiger sie sich jetzt in ihren Gedanken mit ihm beschäftigte, desto stärker wuchs das Interesse für ihn, und glänzender zeigten sich stets alle seine vielen Vorzüge des Geistes wie des Körpers. Dazu kam Manches, was ihr den Gedanken an eine Heirath mit ihm gar nicht so unerwünscht erscheinen ließ. War

ihr Vater wirklich gestorben, und sie mußte fast befürchten, daß sich diese Nachricht bestätigte, da sie fortwährend ohne Kunde von ihm blieb, so stand sie ziemlich allein und ohne nähere Verwandte in der Welt. Dazu konnte es kommen, daß ihr Vermögen ungleich unbedeutender wurde, als sie dies bisher — so weit sie sich überhaupt jemals mit Geldangelegenheiten beschäftigt hatte, selbst geglaubt. Zwar war Rechow mit allen seinen Nebengütern und weitläufigen Waldungen mit das größte und werthvollste Landgut in ganz Mecklenburg und überdies ohne alle Schulden, allein einerseits ward der Ertrag jetzt durch die Kriegsunruhen sehr verringert, andererseits aber lag die Möglichkeit gar nicht so fern, daß der Herzog Wallenstein die Besitzung als die eines geflüchteten Hochverräthers für immer confisciren und somit der Tochter wegnehmen lasse. Hatte sie doch augenblicklich schon keine freie Verfügung über dies Gut, und wenn auch der Graf Strozzi es sorgfältig vermied, ihr zu zeigen, daß er jetzt mit der Verwaltung beauftragt sei, so empfand sie doch aus gar manchen kleinen Anzeichen, daß dies eigentlich der Fall war. Diese Ungewißheit über ihr zukünftiges Schicksal quälte das Edelfräulein mitunter nicht wenig, denn ihr stolzer,

hochfahrender Sinn konnte den Gedanken an eine gewisse pecuniäre Dürftigkeit oder gar Abhängigkeit kaum ertragen. Daß alle derartigen Zweifel aber durch ihre Verheirathung mit dem Grafen Strozzi die leichteste Lösung erhielten, konnte sie sich selbst sagen. Ward ein so tüchtiger, vom Herzoge Wallenstein persönlich begünstigter Officier ihr Gatte, so verstand es sich von selbst, daß von einer Confiscation des Gutes weiter keine Rede war, sondern sie durfte mit Zuversicht hoffen, daß man ihr alle möglichen Begünstigungen zu Theil werden lasse. Lag es ja doch in der Absicht des Herzogs, daß möglichst viele seiner Officiere und Soldaten mecklenburgische Mädchen heirathen sollten, um so allmälig eine Zusammenschmelzung der sich noch immer sehr getrennt haltenden Elemente herbeizuführen. Diese und manche andere kleine Erwägungen ließen Louise von Rechow den Gedanken an eine eheliche Verbindung mit dem Oberstwachtmeister Grafen Strozzi lange nicht mehr so unmöglich erscheinen, als dies anfänglich der Fall war. Und doch war eine tiefe Kluft vorhanden, welche sie von einander trennte, nämlich ihr verschiedener Glaube. Louise war eine Protestantin, der Graf aber ein eifriger Katholik, und bei den damaligen Verhältnissen war ein Ehebund zwischen

Angehörigen dieser getrennten Confessionen kaum denkbar. Bei ihrem oberflächlichen, mehr dem Außenleben zugewandten Sinn war nun zwar Louise von Rechow niemals eine so eifrige Protestantin gewesen, daß ein Uebertritt zum Katholicismus ihr aus inneren Gründen unmöglich erschienen wäre, und doch erschrak sie anfänglich nicht wenig, wenn sie selbst nur an die Möglichkeit desselben dachte. Ihr Vater, ihre ganze Familie waren streng protestantisch, und ein Uebertritt zum Katholicismus wäre für sie ein offener Bruch mit ihrer ganzen bisherigen Vergangenheit gewesen und hätte sie für immer von allen Verwandten und Bekannten gänzlich getrennt. Besonders die Erinnerung an ihren Vater trat stets wie ein drohendes Gespenst ihr vor das Auge, wenn nur der Gedanke an diese Heirath mit dem Friedländischen Officier und die dadurch bedingte Nothwendigkeit des Religionswechsels in ihr aufstieg. Mit seiner vollen geistigen und körperlichen Kraft war der alte Ritter ein Protestant, ein Vertheidiger des Protestantismus in Mecklenburg, ein treuer Anhänger der vertriebenen Herzöge, und ein bitterer Feind der Wallenstein'schen Gewaltherrschaft stets gewesen. Nach echter Ritterpflicht hatte er keinen Augenblick sich bedacht, für diese

seine Ueberzeugung jegliches Opfer zu bringen, und lieber als ein verfolgter Hochverräther von Haus und Hof zu flüchten, als seiner Ueberzeugung untreu zu werden. Und sie, die Tochter eines solchen Mannes, sollte jetzt die Gattin eines Friedländischen Officiers werden und, um dies zu ermöglichen, sogar ihren Glauben wechseln! Es schien ihr, als schände sie dadurch noch sein Andenken, und ihr Vater müsse sich im Grabe umdrehen, wenn solche That von seiner Tochter zu ihm in das jenseitige Leben dringen würde. Und nun gar, wenn er noch am Leben sein sollte und dann diese Nachricht erführe! So weit ihn Louise kannte, so wußte sie, daß er ihr dann fluchen, sie für immer von sich stoßen und niemals die Gattin eines Friedländischen Officiers, und nun gar eine Abtrünnige seines Glaubens als Tochter, mehr anerkennen würde. Vaterfluch ist aber ein gar schauriges Wort, und nur die Möglichkeit, daß es einst auch sie treffen könne, drang gellend in das Ohr des Mädchens. So ward sie von den heftigsten Gefühlen hin und her gerissen; die verschiedensten Gedanken quälten ihr Kopf und Herz, und gar manche einsame Stunde verbrachte sie in peinlichem Hinbrüten, ohne je das Rechte finden zu können.

Dem scharfen Auge des Grafen Strozzi entging diese innere Spannung, in welcher Louise von Rechow sich jetzt fast stets befand, keinen Augenblick. Je mehr er das Mädchen in dem vollen Glanz ihrer blendenden Schönheit jetzt sah, desto mehr entbrannte auch seine Leidenschaft für sie, und es war ihm bald nicht mehr allein um den Besitz ihrer reichen Erbschaft zu thun, sondern er wollte sie selbst auch besitzen. So suchte er denn nach einem neuen Bundesgenossen, der ihm helfe diesen Besitz des schönen Mädchens, wonach er so heiß verlangte, sich möglichst bald zu erwerben. Sein Scharfblick sagte ihm recht gut, daß ein gewandter und wohlberedter katholischer Geistlicher am besten dazu geeignet sein würde, um Louise für den Uebertritt zum Katholicismus zu gewinnen. Er suchte unter dem Vorwande, daß seine Soldaten dringend nach einem Feldpater verlangten, die Absendung eines geeigneten katholischen Geistlichen nach Alt-Rechow zu bewirken, und es gelang ihm auch, eine in jeder Weise dafür geeignete Persönlichkeit zu erhalten. Pater Ambrosius, ein geborener Oesterreicher, gehörte dem Jesuitenorden an und galt trotz seiner Jugend schon jetzt als ein äußerst befähigtes Ordensmitglied, der es sicherlich noch zu bedeu-

tenden Würden bringen würde. Selbst auf das innigste von der Wahrheit seiner Worte durchdrungen, wußte er mit ungemein großer Beredtsamkeit die Großartigkeit des katholischen Glaubens und das wahre Glück, welches seine Kirche allen wirklich Gläubigen in so reicher Weise spende, zu verkünden. Ueberaus wohllautend flossen dabei seine Worte, gar verlockend klangen seine Verheißungen, und mit scharfer, streng logischer Dialektik verstand er es, alle etwaigen Einwürfe siegreich zu widerlegen. Er war ein vollendeter Kanzelredner, besonders auch für das weibliche Geschlecht, und hatte früher bei den Fastenpredigten in Wien schon sehr bedeutende Erfolge errungen, bis jetzt das Geheiß seiner Oberen und der eigene Wunsch, für die Ausbreitung des Katholicismus in Norddeutschland möglichst zu wirken, ihn hieher nach Mecklenburg als Feldprediger des Friedländischen Heeres sandte. Und wie glühte sein Auge in dem feinen bleichen Gesicht, wenn er seine Bekehrungsreden hielt, und der Athem in seiner sonst so schwachen Brust gewann solche Kraft und solchen Wohllaut, daß jedes Ohr ihm gern lauschen mußte. Dieser Pater kam nun nach Alt-Rechow, um seine schon so oft mit dem glücklichsten Erfolge belohnten Bekehrungsbestrebungen nun auch bei

Louise von Rechow zu versuchen. Anfänglich empfing das junge Mädchen den fremden Geistlichen mit einem gewissen inneren Mißtrauen, und suchte seinen näheren Umgang eher zu vermeiden, als gerade aufzusuchen. Bald aber gewann sie Interesse an seiner ganzen Persönlichkeit, vernahm gern seine Erzählungen, besonders wenn er auch über andere Dinge, als rein geistliche, mit großer Gewandtheit zu sprechen wußte, und suchte oft seine Gesellschaft auf. Und fast unwillkürlich und, wie es schien, ganz absichtslos, suchte der Pater nun allmälig das Gespräch auf religiöse Gegenstände zu lenken, und verstand es dann, mit solcher hinreißenden Beredtsamkeit darüber zu sprechen, daß das junge Mädchen immer eifriger und eifriger ihm zuhörte. Eine ganz andere Rednergabe wußte der gewandte Jesuit in solchen Vorträgen zu entwickeln, als der alte stumpfe Dorfpastor zu Neu-Rechow, der seine mechanisch auswendig gelernten Predigten gewöhnlichster Art in seinem rohen mecklenburgischen Dialekt herbetete, und deren geistiger Gehalt wie äußerer Vortrag höchstens den Anforderungen der Dorfbewohner genügen konnte. Einen andern protestantischen Prediger hatte Louise aber fast noch niemals gehört, dagegen früher fast allsonntäglich

nach alt hergebrachter guter Sitte mit ihrem Vater die Dorfkirche zu Neu=Rechow besucht.

So gelang es dem Pater Ambrosius denn in überraschend schneller Frist, für seine Bekehrungsversuche ein sehr empfängliches Ohr bei Louise von Rechow zu finden. Gerade ihr aufgeregter innerer Seelenzustand und die leidenschaftliche Heftigkeit, welche stets in ihrem Gemüthe gelegen hatte, machte sie besonders empfänglich für die Lehren des Jesuiten. Hoffte sie doch, in dem festen Glauben, den seine Worte ihr so überaus überwältigend schilderten, jetzt endlich die Ruhe, nach der sie bisher sich stets vergeblich gesehnt hatte, zu finden. Manche heftige Kämpfe hatte das Mädchen zwar noch wiederholt mit sich selbst zu bestehen, und die drohende Gestalt ihres Vaters, der seiner Tochter über den Abfall von dem Glauben ihrer Familie und ihrer Heimath heftig zürnte, stand noch öfters vor ihrem inneren Auge, aber die Dialektik des Jesuiten gewann immer größeren Einfluß, und leiser und allmälig immer mehr verklingend wurden die Einwendungen, welche sie sich selbst dagegen machte. Daß auch ihre immer steigende Leidenschaft zu dem Grafen Strozzi einen nicht geringen Antheil bei dieser günstigen Aufnahme des Bekehrungs=

versuches beitrug, war unläugbar, obgleich Louise sich selbst dies zu verhehlen suchte.

So mochte der Pater wohl einige Wochen zu Alt-Rechow verweilt haben, da war ihm sein Werk auch schon gelungen, das Edelfräulein konnte als seine eifrigste Jüngerin gelten, und die Lehren, die er ihr gab, fanden auch nicht den allermindesten Widerspruch mehr, sondern den lebhaftesten Anklang in ihrer Seele.

Mit Recht konnten sowohl der Oberstwachtmeister Graf Strozzi, wie auch der Pater Ambrosius sich ihres Triumphes erfreuen, denn ihr Sieg war ihnen vollständig gelungen. Zum Himmelfahrtstage war der feierliche Uebertritt von Louise von Rechow zum Katholicismus festgesetzt worden, und sowohl der Oberst Graf Saint-Julien, wie noch mehrere andere höhere Friedländische Officiere und Beamte mit ihren Frauen wollten eigens an diesem Tage nach dem Gute kommen, um durch ihre Gegenwart der Feierlichkeit den möglichsten Glanz zu verleihen.

In dem Kreise der verwandten und bekannten Familien von Louise von Rechow erregte die Nachricht von ihrem beabsichtigten Confessionswechsel allgemeines Aufsehen, welches aber durchweg fast mit großer Entrüstung gepaart war.

Sie, die einzige Tochter des alten Rechowers, des eifrigsten Kämpfers für den Protestantismus und die Freiheit seines Vaterlandes, wollte jetzt freiwillig ihren Glauben verlassen, eine Papistin werden, und dann einen fremden, welschen Officier, der ihren Vater verfolgt hatte, heirathen. Man wollte auf gar vielen mecklenburgischen Edelhöfen gar nicht seinen Ohren trauen, als die geschwätzige Fama dies Gerücht mit Windesschnelle durch das ganze Herzogthum verbreitete, und doch war es nur zu sehr begründet, und fand gar bald eine feste Bestätigung. Allgemein war aber die Entrüstung, welche jetzt über das abtrünnige Mädchen herrschte, und von der gesammten Vettern- und Basenschaft ward ihr Name fast verflucht. Mehrere Verwandte oder Freunde ihres Vaters, welche es wirklich gut mit ihr meinten, begaben sich selbst auf den Weg nach Alt-Rechow, um wo möglich die Abtrünnige noch vor dem falschen Wege, den sie jetzt einschlagen wollte, zu warnen. Andere suchten ein Gleiches durch lange wohlgemeinte Episteln zu erreichen. Das Bemühen dieser Aller war gleich zwecklos. Die Besucher, die nach dem Hofe kommen wollten, wurden von den Friedländischen Posten ohne Weiteres zurückgewiesen. Die Briefe aber unterschlug der

Graf Strozzi rücksichtslos. So blieb Louise ohne weitere Verbindung mit der Außenwelt, und keine Nachricht über den Unwillen, den ihr beabsichtigter Schritt allgemein im Kreise der Landedelleute hervorrief, erreichte ihr Ohr. Aber auch die Kathenleute im Dorfe und die Dienstboten auf dem Hofe zogen sich scheu vor ihr zurück, seit sie nur in Gesellschaft des tief verhaßten fremden Officiers gesehen wurde, und sich jetzt sogar die Kunde verbreitete, daß sie eine Papistin werden wolle. Bisher hatten alle Gutshörige das schöne, muthige Fräulein gern gehabt, und ihr die Heftigkeit ihres Benehmens, so wie den Hochmuth, den sie wohl mitunter gezeigt, gern verziehen, von dem Augenblick an aber, als es hieß, sie wolle den protestantischen Glauben verlassen, lag es wie eine dicke Scheidewand zwischen ihr und der gesammten Landbevölkerung. Stumm nur grüßten alle Leute, schweigend verrichteten die Knechte, Kutscher und sonstigen Dienstboten, mit denen sie in Berührung kam, ihren Dienst, und Louise empfand diesen allgemeinen Bann, unter den die Rechow'schen Leute sie jetzt gethan hatten, ganz wohl, schrieb solchen aber wesentlich mit der Abneigung zu, die, wie ihr wohl bekannt war, durchgängig gegen den Graf Strozzi herrschte. Es empörte ihr Herz, daß diese Leute den

Mann, den sie selbst jetzt mit voller Leidenschaft liebte, zu hassen wagten, und sie ward dadurch zu einer Härte und einem schroffen Hochmuth gegen ihre Gutsunterthanen veranlaßt, die ihr früher fremd gewesen. Dazu kam, daß die Lehren des Pater Ambrosius immer mehr bei ihr gezündet hatten und sie, wie dies bei allen Convertiten so sehr häufig der Fall ist, sich auf dem besten Wege befand, eine leidenschaftliche und sehr eifrige Werberin für den Katholicismus zu werden. Sie sprach sogar den Wunsch aus, daß man jetzt in Mecklenburg eben so rücksichtslos die Leute bekehren solle, als dies in Böhmen und den anderen kaiserlichen Erbländern bereits geschehen sei, und wie sie es noch zu erleben hoffe, in sämmtlichen Kirchen des Landes die Messe statt der lutherischen Predigt zu hören. Ja, in ihrem rücksichtslosen und heftigen Eifer versuchte sie selbst sogar gewaltsame Bekehrungsversuche bei ihrem Hausgesinde vorzunehmen. Ihr Kammermädchen, eine junge frische Dirne aus dem Dorfe, mit ihr im gleichen Alter stehend und bisher mehr von ihr als Jugendgespielin wie als Dienerin behandelt, sollte das erste Opfer ihrer Bekehrungssucht sein. Vergebens aber wandte sie ihre ganze Beredtsamkeit bei dieser an und schilderte dem Mädchen die Seligkeit, zu



der sie als Katholikin eingehen würde; es wollte Alles nicht helfen, und ihre Worte trafen bei dem ruhigen, vernünftigen mecklenburgischen Landmädchen nur auf ein gänzlich taubes Ohr. Sie nahm nun zu weltlichen Versprechungen ihre Zuflucht und versprach dem Mädchen, die schon lange mit einem Jägerburschen verlobt war, die Erlaubniß zur Heirath, die Einsetzung ihres Bräutigams in die Stelle des anscheinend verschwundenen alten Jagdvogts Klas, und eine ihren Verhältnissen nach sehr reichliche Ausstattung, wenn Beide zum Katholicismus übertreten wollten. Allein auch alle diese Verlockungen scheiterten an dem festen Sinn und treuen Glauben des Mädchens und ihres Verlobten. Von ihrer Leidenschaft hingerissen, vergaß Louise sich jetzt sogar so weit, das arme Mädchen einigemal zu mißhandeln und ihr noch mit härteren Strafen zu drohen, wenn sie auch fernerhin verstockt bliebe. Die Folge hiervon war, daß eines Morgens sowohl das Mädchen, wie ihr Bräutigam plötzlich verschwunden waren. Beide hatten sich heimlich geflüchtet und konnten nicht wieder aufgefunden werden. So scheiterte dieser erste Bekehrungsversuch des jetzt so eifrig katholisch gesinnten Edelfräuleins gänzlich, und auf den Rath des klugen, gewandten Paters

Ambrosius stellte sie auch vorläufig wenigstens alle anderen derartigen Bestrebungen gänzlich ein.

Am Vorabend des Tages, der zu ihrem feierlichen Uebertritt zum Katholicismus bestimmt war, warb auch der Graf Strozzi um die Hand von Louise von Rechow. Freudig hörte das schöne Mädchen seine feurigen Worte, in welchen er ihr seine Liebe gestand und um ihre Gegenliebe anflehte, und mit ganzem Herzen gab sie ihm ihr Jawort. Arm in Arm wandelte das liebende Paar am späten Abend noch in dem Garten, der neben dem Wohnhause des Gutes lag. In den blühenden Fliederbüschen, die in Menge hier standen, flötete die Nachtigall ihr süßes Liebeslied, während fern von dem Felde der laute Schlag der Wachtel herüberdrang. Aus den Tausenden von Büschen, Blumen und Gräsern, die Garten, Feld und Wald in reicher Menge bedeckten, quoll ein aromatischer Wohlgeruch in die laue Luft, und mit wonnigem Behagen sog die Brust des Menschen diesen Lebensäther ein. Es war ein Abend, wie unser norddeutscher Frühling solchen nur in den seltensten Ausnahmsfällen den Bewohnern der Ost- und Nordseeküsten schenkt, und mit verdoppelter Freude gab sich Louise an der Seite ihres Verlobten diesem so lange entbehrten Genusse hin.

Und wie liebenswürdig zeigte sich jetzt der Graf Strozzi in dem Gefühle des nunmehr gesicherten Besitzes seiner schönen Braut und ihres reichen Erbes! Er plauderte so anmuthig von dem Leben, was Beide von nun an führen würden, und wußte die Reize der italienischen Sommernächte, welche selbst diesen so seltenen norddeutschen Frühlingsabend weit überträfen, in den entzückendsten Farben zu schildern. Begierig lauschte die Braut solcher Schilderung des Verlobten, ihr ganzes Wesen strahlte Glück und Frohsinn, und sie gestand es sich selbst, daß sie einen solchen Abend, wie den heutigen, in ihrem bisherigen Leben noch niemals genossen hatte. Und wie sie nun so Arm in Arm mit dem Geliebten umherwandelte, seine rechte Hand mit warmem Druck ihr Händchen umfaßte und seine Lippen sich zu den ihren hinüberbogen, um den süßen Kuß der Liebe zu erhaschen, da krachte plötzlich aus einem Gebüsche in der Nähe ein Büchsenschuß, und scharf schlug die Kugel an die Brust des Officiers. Der unsichtbare Schütze hatte sein Ziel nicht verfehlt, und die Kugel gerade die Stelle, wo das Herz saß, getroffen. Und doch war der Officier nicht weiter dadurch verletzt worden, denn ein dicker Stoß von Pergamentpapieren, den er unter dem Wamms eingeknöpft trug, hatte

die Kraft der Kugel so gebrochen, daß sie weiter keinen Schaden zufügen konnte. Der Graf Strozzi war ein sehr muthiger Officier, und wie nun die ersten Augenblicke der Betäubung vorüber waren, sprang er sogleich mit gezogenem Schwert in das Gebüsch, aus dem der Schuß gefallen. Auch die muthige Natur des Fräuleins verläugnete sich jetzt nicht. Ohne weiter in Ohnmacht zu fallen oder sich eines nutzlosen Schreckens hinzugeben, eilte sie sogleich aus dem Garten nach dem Hofe, wo noch mehrere Friedländische Reiter vor der Thür saßen, sich des schönen milden Abends, zu erfreuen. Ihr Ruf alarmirte diese sogleich, und mit gut eingeübter Schnelligkeit stürmten die Soldaten alsbald in die Büsche und durchsuchten den Garten und das nahe Feld. Es war vergeblich; man erkannte wohl die Fußspur eines großen Mannes, den Thäter selbst erwischte man aber nicht, denn er mußte mit der Gegend sehr genau bekannt sein, und sich rechtzeitig genug geflüchtet haben. Zwar versuchte der Graf Strozzi über das ganze Abenteuer zu scherzen und so jede düstere Besorgniß der Braut zu zerstreuen, allein es wollte ihm dies nicht gelingen. Zu unsanft war Louise aus ihren Träumen von Glück und Frieden durch diesen Schuß aufgeschreckt worden, und bange

Sorgen raubten, für diese Nacht wenigstens, den Schlaf aus ihren Augen.

So festlich wie die damalige Zeit es mit ihren beschränkten Mitteln nur vermochte, war an dem anderen Tage das Herrenhaus zu Alt-Rechow geschmückt worden, um die vielen Gäste, welche aus Güstrow und den anderen Orten, in denen Friedländische Besatzung lag, herbeikamen, auch würdig zu empfangen. Der Graf Strozzi hatte die Leitung dieser Ausschmückung unternommen, und dadurch bewiesen, daß ihm, dem Italiener, ein ungleich feinerer und gebildeterer Geschmack innewohnte, als man fast damals noch in Mecklenburg kannte. Er hatte aus Rostock einige Tapeziere kommen lassen, und da auch unter den Friedländischen Soldaten mehrere Italiener dienten, welche für derartige Arbeiten Geschick besaßen, so war die Dekorirung des Hauses wirklich auf eine überraschende Weise gelungen. Besonders Garten und Wald hatten gar viele grüne Sträuche und Blüthenbüsche liefern müssen, um alle Mängel, welche das alte, im Laufe der Zeit allmälig vergrößerte Wohnhaus in architektonischer Hinsicht zeigte, möglichst durch grüne Façaden zu verbergen. Auch der große Vorsaal, in dem der alte Rechower früher seine Trinkgelage abhielt, war jetzt durch

Blumen und blühende Zweige in eine einzige grüne Laube verwandelt worden. Das geräumige Zimmer daneben, was früher die Hausfrau, als sie noch lebte, bewohnt hatte, war vom Grafen Strozzi zu einer Kapelle eingerichtet, Draperien von schweren Stoffen verhüllten die Wände, und mehrere große Altarbilder, die aus den Kirchen der Umgegend herbeigeholt waren, gaben dem Raume wirklich ein sehr feierliches Aussehen. Besonders der Altar, mit einer purpurnen Sammetdecke überzogen, und mit einigen großen, schweren, silbernen Leuchtern, auf denen hohe Wachskerzen brannten, und anderem Silbergeschirr besetzt, machte einen sehr großartigen Eindruck.

Die in Alt-Rechow und der Umgegend im Quartier liegende Friedländische Reiterschwadron prangte zu Ehren des Tages in ihrem besten Anzuge, und überall waren Doppelposten bärtiger Kürassreiter ausgestellt, um theils die zu erwartenden fremden Gäste zu honoriren, theils aber auch dem Landvolke zu imponiren, wenn dies wirklich versuchen sollte, die heutige Festlichkeit zu stören. Letztere Sorge war eine unnöthige, denn weder aus dem Dorfe selbst, noch aus den umliegenden Ortschaften ließ sich ein Mensch auf dem Hofe sehen. Alle Kathenleute hatten sich in das Innere

11*

ihrer Wohnungen zurückgezogen, und meist die Thüren und Fensterladen verschlossen, und selbst das Gesinde des Hauses und Hofes hielt sich in so scheuer Entfernung, als ihm dies nur irgend möglich war. Betrachteten doch Alle diesen Uebertritt des Edelfräuleins zum Papismus als eine Schande, die sie nicht allein ihrer eigenen Familie, sondern auch dem ganzen Dorfe, welches ihr unterthänig war und ihren Namen trug, dadurch machte. Selbst die geringste hörige Dienstmagd, welche die Schweine fütterte, hätte an diesem Tage nicht mit dem in schwerer Seide prangenden Edelfräulein getauscht, so lieb und theuer war dem mecklenburgischen Landvolke damals seine protestantische Kirche.

Von den eingeladenen Gästen aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft erschien Niemand; desto zahlreicher aber hatten sich die Friedländischen Officiere aller Grade eingefunden. Der Vornehmste von Allen war der Graf Saint-Julien, der Statthalter des Herzogs, der eigens von Güstrow herüberkam, diesen Tag durch seine Gegenwart zu verherrlichen. In seiner Gesellschaft befand sich der Oberst von Damnitz aus einem angesehenen pommer'schen Geschlechte, der im Friedländischen Heere Dienste genommen hatte,

nebst seiner Gemahlin, wie denn auch noch einige andere hohe Friedländische Officiere ihre Ehefrauen mitgebracht hatten.

Louise von Rechow ganz in schwarzer Seide gekleidet, imponirte Allen durch den Glanz ihrer Schönheit und den vornehmen Anstand, den sie an diesem Tage zeigte. Ihr feines, edelgeformtes Gesicht sah aber bleich aus, und man konnte die Spuren der schlaflos durchwachten Nacht darin deutlich erkennen.

Die Messe in der Kapelle ward von dem Pater Ambrosius auf sehr feierliche Weise abgehalten, und die Predigt, welche er später hielt, athmete den Geist der feurigen Schwärmerei, von welcher der Sprecher selbst für die Macht und Größe der katholischen Kirche wirklich erfüllt ward. Auch die Ceremonie des Religionswechsels bei der Convertitin ward von dem gewandten Pater auf feierliche und ihrem Zweck vollkommen entsprechende Weise vollzogen. Louise selbst fühlte sich während dieser Ceremonie wirklich erhoben, ihr feuriges braunes Auge leuchtete mit erhöhtem Glanze, und die Schatten düsterer Besorgniß, welche bisher sie umschwebt hatten, verschwanden wenigstens für den Augenblick. Besaß doch der Pater eine solche Beredtsamkeit, wie sie sich für den Seelenzustand

eines Mädchens, wie Louise von Rechow war, gerade am besten paßte, und so mußten seine Worte daher einen mächtigen Eindruck auf sie machen.

Als der feierliche Gottesdienst, bei dem mehrere Italiener, die im Verdugischen Regimente dienten, einen gut eingeübten Chorgesang, der freilich ganz anders klang, als das Gekrächze und Geheule, welches man sonst in den mecklenburgischen Dorfkirchen statt des Kirchengesanges vernahm, vortrugen, beendet war, fand ein großes Festbankett in dem Ahnensaale statt. Was der Keller des Hauses zu Alt-Rechow nur an edlen Weinen enthielt, prangte auf der Tafel, die außerdem mit den prachtvollsten Geräthschaften reich besetzt war. Der Graf Strozzi, der sich schon vollkommen als Herrn des Hauses und Hofes zu Alt-Rechow betrachtete, hatte nichts versäumt, um den Glanz der Familie in den Augen der fremden Gäste zu heben und seinen Kameraden einen günstigen Begriff von dem Reichthum des jungen Mädchens, das er bald als Ehegattin heimführen wollte, beizubringen.

Auf dem Vorsaal war die Musik des Regiments Verdugi, welche von Rostock aus, wo der Stab in Garnison lag, hergekommen, aufgestellt, und

das Schmettern der Trompeten und Posaunen, so wie das Wirbeln der Pauken mischte sich mit dem frohen Jubel der Gäste. Den Festbraten bildete nach damaliger Sitte ein großer Pfauhahn, der ganz gebraten, und mit geschickt überzogenen Federn, den Schwanz zu einem großen Rade aufgesteckt, auf den Tisch gesetzt wurde. Der Statthalter Graf Saint-Julien brachte den Toast auf das junge Brautpaar, Fräulein Louise von Rechow, aus dem altadeligen, seit Jahrhunderten erbangesehenen Hause der von Rechows, und des Oberstwachtmeisters Graf Strozzi, aus dem edlen Mailänder Geschlecht gleiches Namens, den des Herzogs von Wallenstein Durchlaucht jetzt zum Obersten zu ernennen geruhet habe, aus. Schmetternde Fanfaren begleiteten den Toast. Als die Musik verstummt war verlas der Graf Saint-Julien ein Rescript des Herzogs Wallenstein, durch welches er Louise von Rechow mit den eingezogenen Gütern des wegen Hochverraths flüchtigen Ritters von Rechow auf Alt-Rechow belehnte, und ihrer etwaigen Nachkommenschaft für alle fernere Zeiten zum freien Eigenthum zuerkannte.

Nach damaliger Sitte dauerte das Banket bis an den späten Abend, und besonders die Friedländischen Officiere zeigten, daß sie eben so starke

Zecher waren, und dem Becher nicht minder gern zusprachen, als dies früher die mecklenburgischen Landedelleute, die hier in dieser gastlichen Halle des alten Rechowers so manchen Humpen geleert hatten, gethan. War vieles Trinken damals überhaupt doch ein nothwendiges Erforderniß in jeder Männergesellschaft, und auch die Damen nippten gern an dem Becher mit süßem Cyper= oder Muskatwein.

Louisens Gemüth war von dem wichtigen Schritt, den sie heute Morgen gethan hatte, zu erregt, als daß sie lange in dem Banketsaale verweilen mochte. Sie suchte unter einem Vorwande zu entfliehen, und ging langsamen Schrittes allein in den Garten, um sich ungestört dort ihren Betrachtungen hingeben zu können. Es war ihr gar so eigen zu Sinne, und wenn sie sich auch gern selbst zu überreden suchte, daß sie jetzt glücklich sei, und an der Seite des heißgeliebten Mannes, den sich ihr Herz erwählt hatte, einer frohen Zukunft entgegengehe, so konnte sie dennoch nicht der trüben Gedanken sich erwehren. Die Erinnerung an ihren Vater, und wie mächtig sein Zorn auflodern würde, wenn er ein Augenzeuge der heutigen Handlung hätte sein müssen, trat immer von Neuem wieder vor ihre Seele, so sehr sie sich auch dagegen zu

sträuben versuchte. Aber ihr Vater war ja, so viel sie wußte, gestorben, sie hatte seinem Verluste manche kindliche Thräne nachgeweint, und jetzt, nach seinem Tode, durfte sie sich doch so weit frei betrachten, daß sie zu einer Religion, die ihrer Ueberzeugung am meisten zusagte, übertrat, und dem Manne ihrer Wahl die Hand reichte. Und doch konnte sie sich von einer gewissen innern Schuld nicht freisprechen, und wie sie jetzt so allein in dem mondscheinbeleuchteten Garten umherwandelte, traten ihr die frohen Tage ihrer glücklichen Kindheit, wo ihr Gemüth von einem inneren Zwiespalt nichts wußte, sie keine Sorge kannte und keine Schuld sie drückte, in vollem Glanze vor die Seele. So war sie, ohne eigentlich selbst zu wissen, wohin ihr Schritt sich lenkte, bis an das Ende des Gartens, dort wo dessen letzte Büsche in ein Gehölz ausliefen, angekommen. Eine Gestalt, die plötzlich hinter einer frei stehenden alten Eiche hervortrat, schreckte sie plötzlich aus ihrem Sinnen. Aber Louise von Rechow war ein überaus muthiges Mädchen, und hatte sehr bald sich wieder so weit gefaßt, daß sie in dieser unerwarteten Erscheinung den alten Jagdvogt Klas, der von dem Friedländer so eifrig verfolgt wurde, erkannte.

„Klas, wo kommt Er hieher, wie kann Er es

wagen, sich hier sehen zu lassen? Weiß Er nicht, daß Er eifrig verfolgt wird?" rief sie dem Alten zu.

„Ho — ho, Fröölen, verfolgen können die verdammten Hunde wohl, aber fangen werden sie mich nicht, das ist eine andere Sache!" lachte der Alte mit heiserem Hohngelächter. „War gestern Abend auch hier und feuerte meine Kugel sicher genug nach dem welschen Schuft ab; aber der Kerl muß dem Teufel seine Seele verschrieben und die Passauer Kunst erlernt haben, daß er schußfest ist und die Kugel ihm nicht durch den Wamms ging," höhnte er weiter.

„Wie, Klas, Er war der schändliche Meuchelmörder meines Bräutigams, und jetzt hat Er noch sogar die Frechheit, mir vor die Augen zu kommen?! Mache Er, daß Er auf der Stelle fortkommt, oder ich rufe um Hülfe und lasse Ihn ergreifen! Hat Er so weit den Respect vor Seiner Herrschaft vergessen, daß Er auf meinem eigenen Grund und Boden auf solche Weise mir nahe zu kommen wagt?!" rief das Fräulein mit zorniger Stimme, und trat einen Schritt auf den Jäger zu, der, auf seine lange Büchse gestützt, ruhig vor ihr stehen blieb.

„Ho — ho, Fröölen, seit Ihr katholisch geworden seid, wird kein richtiger Alt-Rechower Euch

mehr für seine Herrin ansehen, und mit dem Respect vor Euch ist es aus und vorbei, und wenn Ihr auch noch so viele Soldaten um Euch habt. Und daß ich dem welschen Grafen, der so viel Unheil über Euch und uns Alle gebracht hat, gestern keine blaue Bohne durch den Leib schießen konnte, thut mir noch leid. — Doch um Euretwillen bin ich jetzt hieher gekommen. — Soll Euch einen schönen Gruß von Eurem Vater in Stralsund sagen. Freilich würde der keine sonderliche Freude haben, wenn er von Euch hätte sehen müssen, was meine alten Augen in den letzten Tagen leider sehen mußten," sprach der rauhe Waidmann, und es schien, als ob seine Stimme bei den letzten Worten einen weicheren Klang angenommen hätte.

„Was, mein Vater lebt, sagt Er, Klas?! Das kann ja nicht wahr sein! Man hat mir die Nachricht seines Todes in Stralsund ja zuverlässig verbürgt!" rief das Fräulein mit der höchsten Aufregung, indem sie dabei dem Jäger ganz nahe trat.

„Nichts wie Lügenwerk von der verdammten welschen Brut, welche der Teufel uns jetzt zu unserem Verderben in das Land brachte, ausgesprengt! — Seht, Fröölen Lowise, wenn Ihr meinen Worten nicht trauen wollt, obgleich ich Euch mein Lebtag noch nicht belogen habe, hier ist ein Zettel von

Eurem Vater an Euch, den mir ein Stralsunder, der sich durch die feindlichen Vorposten geschlichen hat, vor einigen Tagen für Euch übergab," sprach der Alte, dem Fräulein dabei einen ziemlich schmutzig und zerknittert aussehenden Zettel von grobem Papier überreichend.

Mit zitternder Hast ergriff Louise das Papier und hielt es dicht vor ihre Augen, um beim bleichen Mondeslicht wo möglich dessen Inhalt zu lesen. Es war in der That die schwere, unbehülfliche Handschrift ihres Vaters, der, wie die meisten Landedelleute damaliger Zeit, mit der Feder nur äußerst unbeholfen umgehen konnte. Mit wenigen Worten, die er kurz vor einem Gefechte geschrieben hatte, benachrichtigte er die Tochter, daß es ihm gut gehe, er glücklich in Stralsund angekommen sei und jetzt in der Compagnie des von Blücher als Fähndrich diene. Er ermahnte sie dann, die schwere Bedrängniß, in der sie jetzt wohl zu Rechow leben müsse, standhaft zu ertragen, und mit Zuversicht darauf zu vertrauen, daß Gottes Hülfe sie bald daraus erlösen werde.

Vor innerer Aufregung wankte fast Louise und mußte sich mit der Hand an einen Baum stützen, um nicht zu Boden zu sinken, als sie diese Zeilen gelesen hatte. Ihr alter Vater lebte

also, kämpfte muthig gegen die Wallenstein'sche Herrschaft, und ermahnte sie zur Ausdauer, und sie, seine einzige Tochter, war jetzt zum Katholicismus übergetreten und die Verlobte eines Wallenstein'schen Officiers geworden. Wie durfte sie es unter solchen Verhältnissen wagen, jemals ihm wieder vor die Augen zu treten, und war nicht, so weit sie seinen festen Sinn kannte, sein Vaterfluch ihr gewiß, sobald er von ihrem Thun Kunde erhalten hatte? So sehr sie ihren Vater auch bisher geliebt hatte, so überkam ihr in diesem Augenblick doch der Gedanke, daß es für ihr Glück vielleicht besser sein würde, wenn er wirklich schon den Tod gefunden hätte, und dieser Zettel ihr mehr Schmerz als Freude bereiten müsse. So wogte ein Sturm der heftigsten Gefühle in der Brust des jungen Mädchens, und schweigend und ohne nur ein Wort finden zu können, stand sie an den Baum gelehnt.

Wie wilder Hohn und schroffer Haß zuckte es durch das verwitterte Gesicht des alten eisgrauen Jagdvogts, als er das Fräulein so vor sich stehen sah, und mit scharfem Auge den Ausdruck ihres Gesichts erkannte.

„Ho—ho, Fröölen, gefällt Euch wohl nicht, was der Alte schreibt. Freilich, für eine Papistin

und die Braut eines Welschen sind seine Worte nicht bestimmt gewesen. Daß Ihr auch solche Schmach über Euren Vater bringen mußtet!" rief er mit grimmendem Hohne.

Diese Anmaßung des Jagdvogts gab Louise ihre Selbstherrschaft wieder, ihr alter stolzer Sinn regte sich auf's Neue, und sie fühlte, daß der Schritt, den sie heute gethan, sie von nun an unwiderruflich an die Wallenstein'sche Partei fessele, sie mit ihrem ganzen bisherigen Leben also brechen und ihrer neuen Stellung nun auch volle Ehre machen müsse.

„Elender Meuchelmörder, wie kann Er es nur wagen, hier vor mir zu erscheinen, und mit frechen Worten mich beleidigen zu wollen? Fort aus dem Garten, und wage Er es niemals wieder, mir vor die Augen zu kommen, oder ich lasse Ihn ergreifen, daß Er verdientermaßen an den Galgen für Seine gestrige That gehängt wird," rief sie mit zornesblitzenden Augen und fester Stimme. In diesem Augenblicke war sie ganz wieder das muthige, stolze Edelfräulein, welches die höchste Lust daran fand, auf wildem Roß durch die Felder und Wälder zu sprengen.

Schon wollte der alte Jäger einige Worte erwidern, als klirrende Schritte den Garten herauf-

kamen. Es war Graf Strozzi mit noch einigen anderen Friedländischen Officieren, welche kamen, das Fräulein aufzusuchen.

„Ho—ho, Euer Buhle kommt schon. Möge der Böse Euch die Hochzeit verderben als gerechte Strafe, daß Ihr unseren wahren protestantischen Glauben jemals verlassen konntet!“ höhnte der Alte noch, und sprang dann mit eiligen Sätzen durch die Büsche in den Wald.

Zwar war Louise innerlich noch ungemein von dieser Begegnung aufgeregt, aber ihre Selbstbeherrschung war so groß, daß sie sich zu bezwingen wußte, und kein Wort von dem, was sie eben gehört und gesehen hatte, über ihre Lippen kam. Unter dem Vorwande der Ermüdung suchte sie bald ihr Schlafgemach auf, um dort von fremden Lauschern ungestört den Sturm der verschiedensten Empfindungen, welche ihre Brust bewegten, austoben zu lassen. Wiederholt noch las sie das verhängnißvolle Brieflein ihres Vaters, und konnte den Blick von dessen Schriftzügen kaum entfernen. „Es ist zu spät jetzt,“ murmelte sie endlich vor sich hin, „wäre dieser Zettel einige Wochen früher in meine Hände gelangt, so hätte mein ganzes ferneres Leben gar leicht eine andere Wendung genommen. Nun ist der erste und

wichtigste verhängnißvolle Schritt gethan, die Reue kommt zu spät, und es gilt, alsbald mit meiner ganzen Vergangenheit zu brechen, und muthig in die Zukunft zu schauen." Sie verbrannte mit diesen Worten den inhaltsschweren Zettel an der Flamme der Kerze, und löschte dann diese, um die Ruhe zu suchen. Aber gleich wie in der vorigen Nacht wollte auch jetzt der Schlaf sich nicht so leicht auf die müden Augen von Louise von Rechow senken, so heftig waren die Gedanken, die ihr Gehirn durchkreisten. Das Morgenroth glühte schon durch die Fenster, als sie in den leisen Schlummer der äußersten Erschöpfung versank.

Die geheimnißvollen Begegnungen an den letzten beiden Abenden im Garten hatten dem Fräulein den Aufenthalt zu Alt-Rechow aber unheimlich gemacht. Da sie jetzt die verlobte Braut des Grafen Strozzi war, so konnte es auch nicht passend erscheinen, daß sie länger zusammen mit ihm unter einem Dache wohnte, und so verließ sie denn unter dem Schutze der Gattin eines höheren Friedländischen Officiers schon in den nächsten Tagen das Gut, um sich nach Güstrow zu begeben und Alles dort zur baldigen Hochzeit auszurüsten. Schon in einigen Wochen sollte diese stattfinden,

dann wollte sich das junge Ehepaar auf mehrere Monate nach Italien begeben, wohin den Grafen Strozzi verschiedene Familienpflichten riefen. —

Auf dem Schlosse zu Güstrow war inzwischen Albrecht Herzog von Sagan, Friedland und Mecklenburg mit zahlreichem Gefolge eingetroffen. Er hatte sein Heer nach dem letzten verunglückten Sturm auf Stralsund verlassen und wollte jetzt sein neues Herzogthum besuchen, dort durch sein persönliches Erscheinen die Gemüther wo möglich für sich zu gewinnen. Sein Scharfblick erkannte bald, daß ihm dies sehr schwierig, ja fast unmöglich sein würde. Offenen Widerstand leistete man in Mecklenburg gegen die neue aufgedrungene Gewaltherrschaft fast nirgends, denn das Land war zu schwach und die Wallenstein'sche Truppenmacht zu stark, dafür aber war die passive Zurückhaltung desto stärker. Hierin änderte selbst des Herzogs persönliche Anwesenheit jetzt wenig, und so sehr er auch seinen harten, hochfahrenden Sinn bezwang und sich bemühte, die Gemüther durch große persönliche Liebenswürdigkeit für sich zu gewinnen, so wollte ihm dies doch fast nirgends gelingen. Er gab in dem alten herzoglichen Schlosse zu Güstrow glänzende Feste, und lud die Bürgermeister der Städte, wie die

angeseheneren Mitglieder der Ritterschaft zu denselben ein, allein fast Niemand der geladenen Gäste erschien, und die meisten blieben unter den verschiedensten, oft sehr nichtigen Vorwänden fern. Der hierüber erzürnte Herzog ließ nun an einzelne Persönlichkeiten den bestimmten Befehl ergehen, an dem und dem Tage unweigerlich bei ihm zur Festtafel zu erscheinen. Gegen solch Gebot war denn freilich kein Widerstand zu leisten. In ihrem besten Festgewande kamen nun hoch zu Roß, und nach damaliger Sitte von mehreren bewaffneten Dienern geleitet, die befohlenen Ritter in das Thor der guten Stadt Güstrow eingeritten, und meldeten sich bei dem neuen herzoglichen Schloßhauptmann. Stumm und steif saßen sie dann aber bei der Festtafel am Tische, keiner redete ein Wort mehr als nothwendig war, keiner sprach dem Becher fleißig zu, wie diese Ritter es sonst doch so sehr liebten. Richtete der Herzog dann seine Fragen an den einen oder den andern dieser auf solche Weise zu ihm befohlenen Gäste, dann erhielt er meist nur kurze und nichtssagende Antworten, so daß seine Bemühungen, eine lebhaftere Unterhaltung zu Stande zu bringen, vollständig scheiterten, und er selbst diese ihm langweilige Gesellschaft möglichst bald wieder entließ.

Dazu sprachen viele mecklenburgische Landedelleute damals nur plattdeutsch, und manche, die recht gut hochdeutsch oder auch lateinisch, was die Hofsprache jener Zeit war, verstanden, verläugneten absichtlich an der herzoglichen Tafel ihre Kenntniß. So konnte freilich schon eine lebhaftere Unterhaltung zwischen dem neuen Herzog und seinen widerspenstigen Rittern nicht zu Stande kommen, da Ersterer sich die ihm plattdeutsch gegebenen Antworten erst in das Hochdeutsch übersetzen lassen mußte.

Sprach doch einst der erzürnte Herzog zu dem alten eisgrauen Hans Dieterich von Lewetzow, den er als ein sehr einflußreiches Mitglied der Ritterschaft zu einer besondern Unterredung hatte zu sich kommen lassen, im höchsten Zorne über diese Widerspenstigkeit: „Ich habe den Trotz der Böhmen und Ungarn gebeugt, und meinen Waffen hat bisher nichts widerstanden, so werde ich mit Euch Mecklenburgern auch noch fertig werden, oder, bei Gott, ich mache das Land zu einer Wüste und lass' es durch fremde Einwanderer dann wieder auf's Neue bevölkern."

„Dat könnt See maken, Durchlauchten," antwortete dieser ruhig, „denn See hebbet dee Macht, wenn ok nich dat Recht dato! Beugen könnt See

uns aber nich, denn wie sünd darin wie dee Auerstier, dessen Kop uns mecklenbörgisch Wappen makt, dee bügt sich ock nich in dat Joch, sondern lät sick leeber dodtschlagen."

Durchdringend mit seinem blitzenden Blick sah der gewaltige Kriegsfürst bei dieser trotzigen Antwort den alten mecklenburgischen Ritter an. Der aber hielt den Kopf gerade und frei, und so drohend die Miene des erzürnten Herzogs auch nun wurde, so schlug er die Augen deshalb doch nicht zu Boden.

„Ja, Ihr Mecklenburger, halsstarrig und verblendet seid Ihr," — sprach endlich Wallenstein nach einer längeren Pause, „und Ihr wißt nicht, wie gut ich es mit Euch im Sinne habe. Ich will Euch zum geachteten Theil eines großen, mächtigen deutschen Kaiserreiches machen, was alle Völker bis weit hinauf an den Main und die Donau umfassen soll, und Ihr wollt lieber in Eurer kleinlichen Absonderung verbleiben, und als ein unbeachtetes Völklein, dessen Namen die Geschichte kaum kennt, in rohem Stumpfsinn fortvegetiren."

„Un wo blievt dee Eid, deen wir usem ollen angestammten Fürsten schworen? Wat wie Mecklenbörger eenmal versproken häben, dat hölt wie ok fest und truu, un „een Mann een Woert" gelt

die uus, un ward ok hoffenlich för immer sinnen gooden Klang beholen," erwiderte fest der Ritter, dabei mit seinen großen blauen Augen den Herzog unerschütterlich ansehend.

Verdrießlich wandte ihm dieser den Rücken und murmelte im Abgehen: „Seid grob und klotzig wie die Auerstiere, aber auch fest wie diese; doch ich werde sie mit der Zeit noch zu bändigen wissen diese Mecklenburger, und ist dies erst geschehen, dann hängen sie an mir und meinem kommenden Geschlecht mit gleicher Treue, wie jetzt an ihrem alten Fürstenhause."

Der Ritter von Lewetzow wurde vom Herzoge Wallenstein übrigens niemals wieder als Gast an seine Tafel befohlen. Die kalte Aufnahme, welche er fand, mißfiel dem neuen Herzoge überhaupt so sehr, daß er seinen Aufenthalt in Mecklenburg möglichst abkürzte und schon nach einigen Wochen das Land wieder verließ, um sich mit seinem Heere gegen den an der pommer'schen Seeküste gelandeten König Christian von Dänemark zu wenden und diesen bei Greifswalde auf's Haupt zu schlagen. Mehrere Verfügungen, wechle Wallenstein während seines jetzigen kurzen Aufenthalts in Mecklenburg erließ, zeugen aber vonseinem umfassenden Scharfblick und seiner großen Thätigkeit

selbst in den rein administrativen Angelegenheiten eines Landes. So gab er Befehle, daß ein Versuch gemacht werden solle, mittelst der Elde, Stör und des Schweriner Sees die Elbe und somit die Nordsee mit der Ostsee bei Wismar durch einen schiffbaren Canal zu verbinden. Es war dies für die damaligen Verhältnisse ein sehr genialer Plan, der, wenn er wirklich zur Ausführung gekommen wäre, was leider nicht geschah, nicht allein Mecklenburg einen ungeheuern Vortheil gebracht, sondern auch dem ganzen deutschen Seehandel eine vollständig andere Gestalt gegeben hätte. Auch mehrfache Baulichkeiten, so unter anderen eine Vergrößerung des alten Schweriner Schlosses, in welchem er künftig seine Residenz aufschlagen wollte, ordnete der neue Herzog noch an. —

Bevor aber Wallenstein Güstrow verließ, gab er Befehl, daß die Vermählung des Fräuleins Louise von Rechow mit dem Obersten Grafen Strozzi auf seine Kosten feierlich vollzogen werden solle. Er wollte hiedurch dem Lande zeigen, wie sehr er sich freue, wenn Töchter der mecklenburgischen Ritterschaft sich mit seinen Officieren verehelichten, und hoffte dadurch zur Nachahmung aufzufordern. Hierin täuschte sich der sonst so scharfblickende Herzog aber gänzlich. Die That

von Louise von Rechow blieb vereinzelt, und auch kein einziges mecklenburgisches Edelfräulein folgte ihrem Beispiele. Auch die Hochzeitsfeierlichkeit machte, trotz aller dabei aufgewandten Pracht, einen traurigen Eindruck. Von den geladenen Mitgliedern der mecklenburgischen Ritterschaft waren die meisten ausgeblieben, und die, welche es nicht hatten vermeiden können zu kommen, benahmen sich so steif und stumm, als wären sie aus Holz geschnitzt, und ihre Mienen drückten alles Andere mehr, als Theilnahme für das junge Ehepaar und Freude an dem Feste selbst aus. Größtentheils bestanden die Gäste aus Friedländischen Officieren und Beamten mit ihren Familien. Doch waren auch mehrere Edelleute von dem Hoflager des Herzogs Bogislaw von Pommern, welcher sich überhaupt gegen den Herzog Wallenstein bisher stets sehr freundlich gesinnt gezeigt hatte, als Gäste erschienen.

Die Braut selbst in weißem Atlasgewand, einen Brüsseler Spitzenschleier in dem reichen blonden Haar, sah zwar sehr bleich und angegriffen aus, zeigte aber sonst die große Schönheit, die sich jetzt bei ihr entfaltet hatte, in ihrem vollen Glanze. Vor der Trauung hatte Wallenstein ihr noch ein kostbares Brautgeschmeide, aus Diamanten und

Rubinen bestehend, welches ihm einst in dem ungarischen Feldzuge als Beute zugefallen war, als seine Ehrengabe gesandt. Die Trauung selbst ward in der Kapelle des Schlosses zu Güstrow, welche der Herzog zum katholischen Gottesdienst hatte einrichten lassen, von dem Pater Ambrosius vorgenommen. Seine dabei gehaltene Rede war feurig und in blühender Sprache, und machte auf alle eifrigen Katholiken einen großen Eindruck, während die pommer'schen und mecklenburgischen Ritter, welche dabei in der Kirche hatten anwesend sein müssen, sie nicht ohne tiefe innere Entrüstung angehört hatten. Der glaubenseifrige Jesuit hatte darin ohne Weiteres die härteste Verdammniß über die gesammte protestantische Kirche ausgesprochen, und es offen als den Hauptzweck der kaiserlichen Oberherrschaft in ganz Norddeutschland hingestellt, daß das gesammte Ketzerthum mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und die alleinseligmachende katholische Kirche dafür wieder eingeführt werden müsse. Mit begeisterten Worten pries er dabei Louise von Rechow, daß sie durch ihren Uebertritt ein so hellleuchtendes Beispiel gegeben, was, wie er hoffe, eine baldige zahlreiche Nachahmung finden würde. Der Herzog Wallenstein, welcher selbst in der Kirche anwesend war,

hatte diese Rede des glaubenseifrigen Jesuiten mit sichtbarem Mißfallen mit angehört. Daß er auf eine so schroffe Weise seinen Zweck nicht erreichen, und besonders die Mecklenburger nun und nimmermehr für seine neue Herrschaft gewinnen würde, wenn er es versuchte, sie gewaltsam zum Katholicismus zu bekehren, hatte der Herzog selbst jetzt schon vollkommen erkannt. Es war daher sein Entschluß, in Glaubenssachen möglichst schonend aufzutreten, und seinen mecklenburgischen Unterthanen in religiösen Dingen die vollkommenste Duldung zu gewähren, indem er hoffte, sie dadurch um desto schneller für seine weltliche Herrschaft zu gewinnen. Dieser Fanatismus des Jesuiten und einiger anderer Herren seiner Umgebung erschwerte aber seinen Plan bedeutend, und machte ihn deshalb nicht wenig ungehalten. Er ließ den Pater Ambrosius bald nach beendetem Gottesdienst zu sich kommen, um ihm im Vertrauen Vorwürfe über seinen ungerechtfertigten Fanatismus zu machen und ihm, vorerst wenigstens, ein vorsichtigeres und maßvolleres Benehmen dringend anzuempfehlen. Vergebens war aber dies Bemühen. Mit dem vollen Uebermuthe eines von religiöser Intoleranz erfüllten Mitgliedes des Jesuitenordens trat der Pater dem Herzoge ent=

gegen, und wies seine Rathschläge schroff zurück. Eine finstere Zornesfalte durchzog bei diesem Benehmen des Jesuiten die Stirn des sonst so mächtigen Wallenstein, und ein Zug des Hohnes spielte um seinen Mund. „Wie, Ihr wagt sogar hier in meinem eigenen Herzogthum meinen Anordnungen Trotz bieten zu wollen! Bin ich Herr hier, oder seid Ihr es? Habe ich Mecklenburg erobert, oder thatet Ihr Geistlichen dies? Verleihe ich Euch jetzt meinen mächtigen Schutz, oder schützt Ihr mich?" frug er zuletzt mit spottendem Hohne.

„Wenn Eure Durchlaucht nur meine geringe Person meinen, so habt Ihr vollkommen Recht, denn ich bin ein schwaches Spielzeug in Eurer Hand, was Ihr leicht vernichten könnt. Sprechet Ihr aber von der Kirche, der ich angehöre, dann erwidere ich Euch ohne Scheu, daß Ihr nur ein Werkzeug in deren Hand seid, daß sie Euch nur zum Herzog von Mecklenburg erhob, um durch Eure Hülfe das verruchte Ketzerthum hier zu vernichten, und daß Ihr in dem Augenblick, wo Ihr es wagen solltet, sich ihrem Dienst zu entziehen, auch verloren seid," erwiderte der Jesuit mit flammendem Blick. Sein Eifer hatte ihn diesmal so weit hingerissen, daß er die sonst seinem Orden stets innewohnende Klugheit und Vorsicht vergaß.

„Wollen es abwarten, wie sich die Zukunft gestalten wird. Vorläufig commandire ich als kaiserlicher Feldmarschall das Heer hier, und dulde keinen Ungehorsam meiner Untergebenen. Und so entsetze ich Euch Eures Amtes als Feldpater, und gebe Euch auf, meine Truppen baldigst zu verlassen und zu Eurem Orden zurückzukehren," antwortete mit seiner sonstigen kalten Ruhe Wallenstein.

Pater Ambrosius verließ alsbald Mecklenburg und begab sich nach Wien in sein Ordenshaus zurück. Wenige Wochen später ward er auf Befehl seines Ordensgenerals zu einer Mission nach Südamerika versetzt. Er hatte sich von seinem Eifer zu sehr hinreißen lassen und Worte gesprochen, welche dem vorsichtigen Orden nur Schaden zufügen konnten, und solche Mitglieder mochte man in Europa zu wichtigen Zwecken nicht verwenden.

Der Herzog Wallenstein stand von jetzt ab aber im Buche der Jesuiten schwarz angeschrieben, und alle seine Handlungen wurden mit vermehrtem Mißtrauen bewacht. Der mächtige Orden, durch dessen Hülfe er wesentlich mit bisher seine hochfliegenden Pläne erreicht hatte, setzte von nun an Mißtrauen in ihn, und beschloß seinen

Sturz, sobald er sich nicht mehr als ein gefügiges Werkzeug von ihm beweisen wollte. Dieser Auftritt im Schlosse zu Güstrow war der erste Anfang zum spätern Untergange des einst so mächtigen Herzogs, und der Beginn einer neuen Periode seines Lebens.

Die neu vermählte Gräfin Strozzi verließ schon wenige Tage nach ihrer Verheirathung Mecklenburg, um sich in Begleitung ihres Gatten nach Mailand zu begeben. Die offenbare Mißachtung, die ihr aus allen Kreisen, in denen sie früher gelebt hatte, jetzt rücksichtslos zu Theil wurde, verletzte ihren Stolz so sehr, daß sie selbst diese Abreise beschleunigte.

Das Land ihrer Väter sah sie niemals wieder.

3.
Schluß.

In vollen Accorden ertönte der Glockenklang von der ehrwürdigen Marienkirche in Stralsund, und da auch die anderen Kirchthürme alsbald mit ihrem Geläute einfielen, so ward die ganze Stadt von diesen schönen, das Herz des Menschen so sehr ergreifenden Tönen erfüllt. Es war aber nicht das Geläute des Sturmes und Feuers mit seinen gellenden, heftigen Anschlägen, wie solches die Bewohner Stralsunds in der letzten Zeit nur zu oft hatten vernehmen müssen, sondern das des Friedens, der Freude und des innigsten Dankes gegen den Lenker aller Heerschaaren, der die Stadt jetzt gegen den ungerechten Angriff mächtiger Feinde mit starker Hand geschützt hatte. Friedens- und Dankgeläute! Welch' reichen Inhalt umfassen diese

wenigen Worte! Und wie jetzt dessen herrliche Töne durch die Gassen schallten und in das Innerste der Häuser drangen, und selbst das verborgenste Kämmerchen, wo auf hartem Siechbette vielleicht ein altes, kümmerliches Mütterchen den letzten schweren Kampf des Lebens auskämpfte, mit ihrem feierlichen Klange erfüllten, welche Freude und warmes Dankgefühl ward dadurch in den Herzen Aller erweckt! Selbst das Gesicht der Sterbenden verklärte sich noch zu einem freudigen Lächeln, denn wenn ihr selbst auch das Leben nichts Irdisches mehr zu bieten vermochte, so konnte sie doch mit dem frohen Gefühl, daß Kinder und Kindeskinder jetzt gerettet wären, und fortan in der befreiten Stadt in ruhiger Sicherheit leben könnten, in das bessere Jenseits übergehen.

Wer aber von der gesammten Einwohnerschaft sich nur irgendwie so kräftig fühlte, daß seine Füße ihn tragen konnten, der verließ die engen Häuser und eilte auf die Gasse. Eine froh bewegte Menschenmenge belebte diese, und besonders auf dem Markte und den Plätzen vor den Kirchthüren stand man Kopf an Kopf. Welche Freude erglänzte auf den Gesichtern Aller, welche Dankesworte flossen von ihren Lippen! In diesen Augenblicken schwanden Groll, Haß und Neid, und wie diese schlech-

ten Eigenschaften noch alle weiter heißen mögen, welche die Brust des Menschen oft nur zu sehr erfüllen und sein Glück zerstören, und bessere und edlere Gefühle belebten fast Alle. Alte erbitterte Feinde reichten sich versöhnt die Hände, langjährige Processe wurden durch wenige freundliche Worte geschlichtet, und was in Hader entzweit gewesen war, ward jetzt durch Friede wieder vereint. Es waren gar schöne Stunden für alle Bewohner Stralsunds, als jetzt dies Friedensgeläute über ihrer Stadt schwebte, und die langen und schweren Tage, Wochen, ja selbst Monde der Bedrängniß wurden in ihnen gänzlich vergessen.

Viele Bewohner litt es jedoch nicht im Innern der Festung mehr, sondern es drängte sie durch die Thore, die am heutigen Morgen zum ersten Male wieder geöffnet waren, hinaus in das Freie. Wie lange hatten Alle den Genuß grüner Wälder und blühender Felder entbehren müssen, und wie eilten sie jetzt hinaus in Gottes freie schöne Natur! Zwar war die Umgegend der Stadt, besonders vor dem Franken- und KniepertHor und im Hayenholz, wo das Friedländische Lager gestanden hatte, arg verwüstet worden. Gar manches üppige Saatfeld hatten die Hufe der Rosse zerstampft, und schöne Wald-, ja selbst Frucht-

bäume, die schon so manches Geschlecht erfreueten, waren schonungslos gefällt worden, um die Flammen der Wachtfeuer zu nähren. Welche Schrecknisse der Krieg über die Gegend, in der er hauste, zu bringen vermochte, und wie durch seine Stürme in wenigen Tagen oft gründlich zerstört wurde, was ganze Generationen mühsam gegründet hatten, das vermochten die Bewohner von Stralsund jetzt an der verwüsteten Umgegend ihrer Stadt nur zu deutlich zu erkennen. Doch an diesem ersten Tage der Freude und der wiedererlangten Freiheit dachte man weniger an die tiefen Wunden, welche der Kampf allen Verhältnissen geschlagen hatte. Konnte man doch jetzt in Gottes freier Natur wieder umherwandeln und sich an frischer Luft und Waldesgrün und Waldesduft erlaben! Dazu kam die freudige Nachricht, daß die letzten Friedländischen Truppen sich schon so weit zurückgezogen hatten, daß ihre letzten Posten bereits auf zwei Meilen Entfernung von der Stadt ständen. Von einigen gut berittenen Reitern gefolgt, war der Hauptmann von Blücher zur Recognoscirung hinausgeritten, und kam jetzt auf schäumendem Rosse zurückgesprengt, diese willkommene Botschaft zu verkünden. Eine allgemeine Freude empfing ihn; wiederholt mußte er sein Pferd anhalten, um der

Volksmenge diese Nachricht mitzutheilen, und aus Hunderten von kräftigen Kehlen ward ihm zum Dank dafür ein lautes Lebehoch gebracht. Er war überhaupt eine ungemein volksthümliche Persönlichkeit in der Stadt geworden, und mit aufrichtigem Danke erkannte es die Bürgerschaft, wie wacker diese beiden mecklenburgischen Edelleute von Rechow und von Blücher jetzt für die Vertheidigung von Stralsund gestritten hatten. Doch was machte sich der Officier jetzt viel aus diesen Lebehochs des Volkshaufens, denn ein ungleich schönerer Lohn erwartete ihn bald. Mit hastigen Schritten eilte er zu seinem Grethchen, diesem höchsten Schatze seines Lebens, hin.

Der alte Schiffer Bradhering war jetzt von seiner Wunde so weit wieder genesen, daß er am heutigen Tage seinen ersten Ausgang in die Stadt gemacht hatte. Von der ungewohnten Bewegung und dem vielen Gefrage und Geantworte erschöpft, kehrte er bald am Arm der Tochter in sein Häuslein zurück. Noch auf der Gasse holte der Hauptmann von Blücher das Paar ein und erfreute sich des Anblicks, den es gewährte. Der alte, ehrwürdige Schiffer mit dem weißgrauen Haar und dem klug verständigen, wetterdurchfurchten Gesicht, das jetzt von dem langen Siechlager noch etwas

bleich aussah, und die hübsche, frische, in Jugendkraft und Jugendfülle prangende Tochter, der die einfache Sonntagstracht eines ehrbaren Stralsunder Bürgermädchens so trefflich stand, gewährten auch in der That einen hübschen Anblick, der nicht blos das Auge eines Verliebten erfreuen konnte. Und wie glühten jetzt die Wangen Grethchens vor Verlegenheit und Freude, als sie den Heißgeliebten ihres Herzens wieder begrüßen konnte, und welch' inniger Blick der reinsten und wahrsten Liebe strahlte aus ihrem klaren blauen Auge!

Freundlich wie immer von dem Schiffer emfangen, begleitete der Hauptmann Vater und Tochter in das Haus. Verschämt eilte Grethchen bald aus dem Wohnzimmer, denn sie wußte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo Blücher bei dem Vater um ihre Hand anhalten würde. Mit kurzen Worten und soldatischem Freimuth sprach dieser jetzt auch seine Werbung gegen den Schiffer aus, und bat ihn um seine väterliche Einwilligung zu seiner baldigen Verheirathung mit seiner Tochter.

„Was, Ihr, der Edelmann und Officier, wollt meine Tochter heirathen, denn daß Ihr leeren Scherz mit mir treiben möchtet, kann ich nicht glauben!" rief der Alte mit dem Ausdruck des

höchsten Erstaunens, als der Officier seinen Antrag gestellt hatte.

„Gewiß will ich dies; Grethchen hat mir ihre Liebe schon gestanden, und gebt Ihr und Eure Frau uns erst die Einwilligung dazu, so hoffe ich sie bald zum Altare führen zu können!" antwortete dieser.

Eine kleine Pause schwieg jetzt der Schiffer, und ein sonderbarer Ausdruck, von dem man nicht recht wissen konnte, ob er Freude oder Unmuth bedeuten solle, zog über sein Gesicht.

„Ich will Euch ehrlich antworten, Herr Hauptmann, daß ich eigentlich lieber gesehen hätte, wenn meine Grethe auch wieder einen Schiffer geheirathet. Gleich und Gleich gesellt sich stets am besten zu einander, und wenn ein Bürgermädchen in den Adel hinein freiet, so thut das selten gut. Auch das Leben einer Officiersfrau, deren Mann viel im Kriege sein muß, will mir eigentlich nicht recht gefallen. Gegen Eure Person hätte ich sonst freilich nichts einzuwenden, und einen besseren Mann, als Ihr seid, wünschte ich mir nicht als Schwiegersohn, und wenn das Mäd-Euch denn platterdings heirathen will — nun, so muß ich als Vater denn auch gern meinen Segen dazu geben, und meine Frau wird ein Gleiches

thun!" sprach er, und in demselben Augenblick ward die Thür aufgerissen und mit einem lauten Freudenruf stürzte Grethchen zuerst an den Hals des Vaters, diesen dankbar umarmend, eilte dann aber schnell zu dem Geliebten und barg ihr Gesicht an dessen Brust, als sei es der ihr theuerste Platz, wo sie am liebsten verweilt. Von sehr verzeihlicher Neugierde getrieben hatte das Mädchen vor der Thür gelauscht, und somit die Antwort ihres Vaters vernommen.

Bald erfuhr auch die Mutter den Antrag des Hauptmanns, und mit ganz sichtlicher Freude ertheilte sie ihren mütterlichen Segen. Schmeichelte es doch ihrem Stolz nicht wenig, daß sie jetzt einen so stattlichen Officier und vornehmen Edelmann zum Schwiegersohn haben solle.

In friedlichem Glücke weilte die nun durch so traute Bande vereinigte Familie noch bei einander, und Grethchen, an der Seite ihres Verlobten sitzend, hatte ihr Köpfchen an dessen Wangen gelehnt, so daß ihr volles blondes Haar über seinen Knebelbart, den er nach damaliger Sitte trug, herabwallte.

Ein schwerer Sporntritt und starkes Schwertgerassel unterbrach diese Stille, und tief sich in der niederen Stubenthür bückend, um nicht anzu-

stoßen, trat die riesige Gestalt des alten Rechowers in das Zimmer.

„Hoho, Blücher, finde ich Euch hier, hab' es mir gleich gedacht, daß ich Euch flugs bei meinem alten Bradhering suchen müsse, da ich Euch in Eurem Quartier nicht fand. Wollte Euch nur mittheilen, daß ich noch heute Nacht bis an die mecklenburgische Grenze reiten will, um zu versuchen, ob ich nicht Nachrichten von zu Hause erhalten kann," sprach er mit seiner mächtigen Baßstimme, dabei zuerst dem Schiffer, der ihn freundlich begrüßend an der Thür empfangen hatte, die Hand schüttelnd.

„Gut, daß Ihr kommt, mein edler Freund und Gönner, denn Ihr erlaubt mir wohl, Euch gleich die ehrsame Jungfer Grethe, eheleibliche Tochter des Schiffers Bradhering hier, als meine Verlobte, mit der ich so eben den festen Verspruch hielt, vorzustellen," erwiderte Blücher, dabei die Hand des tief vor Verlegenheit erröthenden Mädchens erfassend und sie vor dem Ritter hinführend.

„Was Kuckuck, wollt Ihr Euren Scherz mit mit treiben?" polterte der alte Rechower heraus.

„Nein, es ist kein Scherz, denn solcher wäre hierbei höchst unpassend, sondern mein voller Ernst. Jungfer Grethe ist meine fest angelobte Braut,

und wird, will's — Gott, in wenigen Wochen schon mein trautes Eheweib sein," sprach mit festem Tone der Hauptmann.

Das Gesicht des alten Ritters schien einen Augenblick von finsterem Zorne erfüllt zu werden, denn der böse Gedanke, daß sein Standesgenosse, der es verschmäht hatte, sein Schwiegersohn zu werden, ihm jetzt ein einfaches Bürgermädchen als Braut vorstellte, rang mächtig in seiner Brust. Aber nur eine kurze Weile dauerte dies, dann hatte seine Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit wieder ihre Oberhand gewonnen.

„Das ist eine gar überraschende Neuigkeit. Nun, Jungfer, ich kann Ihr gratuliren, Sie bekommt einen wackern Mann, und Ihr Blücher, abgesehen von allem Andern, eine schmucke Frau," sprach er, Beiden die Hand schüttelnd.

So recht behaglich schien dem alten Rechower der Aufenthalt bei dem alten Schiffer aber doch nicht zu sein, und er wußte sich noch nicht so recht darein zu finden, plötzlich ein einfaches Bürgermädchen als Braut eines Standesgenossen betrachten zu müssen, und so nahm er denn nach kurzem Verweilen Abschied von der Familie, indem er vorgab, sein Pferd für den bald anzutretenden Ritt besorgen lassen zu wollen.

Der Hauptmann von Blücher hielt es für seine Pflicht, dem Alten noch das letzte Geleit bis zum Gasthofe zu geben.

Eine Weile schritten Beide durch die schon in der Abenddämmerung begriffenen Gassen, und es schien fast, als scheue sich ein Jeder von ihnen, zuerst die Unterhaltung zu beginnen.

„Hört, Blücher!" nahm der Rechower endlich das Wort, daß Ihr mein Mädchen, die Louise, nicht wollt, trage ich Euch weiter nicht nach, obgleich ich bei Gott sehr gern Euch zum Schwiegersohn gehabt hätte, aber sagt 'mal, ist es am Ende doch nicht ein dummer Streich von Euch, daß Ihr die Schifferstochter heirathen wollt? Ich habe weiter sonst gegen das Mädchen nichts, und sie mag auch recht brav sein, aber Stand bleibt nun einmal Stand, und ein Stralsunder Bürgermädchen in dem Kreise unseres mecklenburgischen Adels, das wird Nasenrümpfen geben, und sie wird ein verflucht schweres Aufkommen dort haben."

„Bin ich nicht Mannes genug, mein Weib zu schützen! Wehe dem, der nur durch einen Blick sie zu beleidigen wagen sollte!" brauste Blücher auf, dabei wie unwillkürlich an sein Schlachtschwert schlagend.

„Nun, nun, nur nicht gleich so hitzig, mein

junger Freund. Wißt, wenn Ihr Euer Weib auch sicherlich gegen jede Beleidigung schützen werdet, so giebt es doch eine kalte Gleichgültigkeit, gegen welche sich nichts machen läßt, und die doch zuletzt gar arg kränkt, und an solcher wird es Eure Sippschaft, so weit ich sie kenne, nicht fehlen lassen," begütigte der Alte.

„Was kümmern mich die Narren, ihrem albernen Geburtsstolze werde ich meine Soldatenehre entgegensetzen. Uebrigens gedenke ich auch gar nicht wieder nach Mecklenburg zurückzukehren, sondern nach wie vor im Heere unseres großen Königs Gustav Adolph von Schweden fortzudienen," erwiderte Blücher.

„Ja, das ist dann freilich etwas Anderes, bei den Soldaten wird auf Geburt und Adel weiter nicht sehr strenge gehalten. Na, ich für meinen Theil habe zwar mit Freuden hier für die Stralsunder gefochten, und hoffe auch gehörig mit dem Schwerte mit drein geschlagen zu haben, allein für immer möchte ich indeß nicht Soldat bleiben, da ist mir das Leben als Landmann auf meiner Hufe doch lieber, und säen und ernten und Pferde aufziehen ist doch auch ein weit besseres Geschäft, als stets nur zu tödten und zu zerstören. Ich für meinen Theil sehne mich so recht nach Alt-Rechow

und meiner Louise zurück, und kann die Stunde gar nicht erwarten, wo ich zuerst wieder Nachricht von Haus und Hof erhalte. Hoffentlich zieht dieser verdammte Friedländer mit seinem Heere auch nun bald aus unserem Mecklenburg ab, und ich kann sicher wieder zurückkommen," meinte der alte Ritter, und gab einem von ihm angenommenen Troßbuben Befehl, seinen großen Braunen, den er sich jetzt in Stralsund gekauft hatte, zu satteln, da er alsbald gegen die mecklenburgische Grenze fortreiten wollte. „Ist zwar ein plumpes Vieh, dieser Gaul, und gegen meinen schönen schwarzen Hengst, den mir dieser Schuft der Graf Strozzi erschoß, kommt er nicht halb an, allein was soll man machen, hier in Stralsund war nun einmal kein besseres Pferd für mich zu bekommen," sprach er noch als echter Pferdeliebhaber zu dem Hauptmann.

Schon war der Braune herrausgeführt, und der Ritter wollte sich in den Sattel schwingen, als plötzlich die lange Gestalt des Jagdvogts Klas um die Straßenecke bog. Mit scharfem Auge erkannte der alte Waidmann den Ritter, trotz der nunmehr schon eingetretenen Finsterniß, und sein lauter Ruf hielt den Fortreitenden zurück.

„Was, Klas, Du hier, Kerl, in aller Welt, wie kommst Du nach Stralsund?" rief der Rechower,

eiligst aus dem Sattel springend und dem alten treu bewährten Diener seine beiden Hände zum Willkomm entgegenstreckend.

„Wollt' Euch sichere Nachricht von Hause bringen, Herr Ritter, und schlich mich deshalb durch das Fischland und über den Darst mit Mühe und Gefahr hieher durch," antwortete der Jäger.

„Gott lohn's Dir, Klas, Gott lohn's Dir, wie ich es auch Dir nie wieder vergessen werde. Seit Monden habe ich kein Wort mehr von Hause erfahren. Sag', wie geht's meiner Tochter Louise, dem lieben, prächtigen Mädchen, nach der mein Herz sich so oft sehnte? Und wie sieht's sonst in Alt-Rechow aus? Die Friedländer haben wohl arg dort gehaust, und mit meiner Pferdezucht wird es für die nächste Zeit vorbei sein," frug der Rechower in freudig herzlichem Tone seinen alten Diener.

„Sind leider nur schlimme Nachrichten, die ich Euch bringen kann, und werdet keine Freude darüber haben, Herr Ritter. Doch erfahren müßt Ihr sie ohnehin," antwortete finster der lange Klas.

„Was, der Louise ist doch nichts geschehen! Sie liegt doch nicht am Ende gar an schwerer Krankheit darnieder, oder ist schon todt. Herr Gott im Himmel, das wäre zu hart für mich alten Mann, dessen einzige Freude sie ist. Sag's ge-

schwind heraus, Klas, was ist geschehen," rief der Rechower hastig.

„Ohne Umstände denn, Herr Ritter, obgleich es mir die Kehle zuschnüren möchte, daß ich solches Wort von meines Herren Tochter reden muß. Das Fräulein lebt und ist ganz gesund, aber sie ist zum katholischen Glauben übergetreten, und hat sich letzten Sonnabend mit dem welschen Officier, dem Grafen Strozzi, der in Alt-Rechow den Oberbefehl hatte, zu Güstrow trauen lassen, und soll jetzt mit dem sogleich nach Welschland oder wohin weiß ich, abgereist sein," sprach der Jäger mit mürrischer Stimme.

Zuerst bleich vor Schreck ward der alte Ritter, als er diese Worte vernahm; dann aber erfaßte ihn der Jähzorn so heftig, daß sein Gesicht förmlich eine braunrothe Färbung erhielt, und nach einem heftigen Fluche sprang er mit geballter Faust auf den Jäger los, um ihn sogleich niederzuschlagen. Nur mit Mühe gelang es dem Hauptmann von Blücher, dem Wüthenden in die Arme zu fallen, und so den langen Klas, der fest und wie aus Stein gehauen dastand, vor thätlicher Mißhandlung zu schützen.

„Du lügst, Halunke, Du lügst, und mögen Dir Deine verdammten Worte im Halse stecken blei-

ben, daß Du daran ersticken mußt. Es kann ja nicht wahr sein, was Du mir so eben sagtest, meine Louise kann solche Schande über mein graues Haupt nicht gebracht haben," rief endlich der alte Rechower.

„Diene Euch nun schon über 40 Jahre, Ritter von Rechow, treu und in Ehren, und werdet nie gefunden haben, daß ich Euch mit Lug und Trug hintergangen habe. Hier ist ein Brief von dem Ritter von Schack, der Euch das Nähere mittheilen wird," war die heisere Antwort des langen Klas, indem er einen Brief aus der Tasche seines Wammses zog und ihn seinem Herrn übergab.

Dessen körperliche wie geistige Kraft schien jetzt gänzlich gebrochen zu sein. Ohne ein Wort zu sagen, empfing er das Schreiben, und wankte förmlich am Arme des Hauptmanns in die Gaststube, um dort die verhängnißvollen Zeilen zu lesen. Als dies geschehen, reichte er das Blatt seinem jungen Gefährten, und brach dann in ein so lautes Weinen aus, wie man dies bei dem riesigen und muthigen alten Manne gar nicht mehr für möglich gehalten hätte. Der Schlag, der ihn getroffen, war so heftig gewesen, daß selbst seine eiserne Körperbeschaffenheit davon erschüttert wurde. Noch am Abend fiel er in ein hef-

tiges Nervenfieber, und mußte Monden lang auf dem Siechbette liegen, bis er endlich wieder genas. Der Name seiner Tochter Louise kam niemals wieder über seine Lippen; sie war für ihn gestorben, und ward dann auch bei seiner späteren Rückkehr in das von seinen Bedrängern befreite Mecklenburg gerichtlich von ihm enterbt. Der Tag der Freude und der Befreiung für die Nord- und Ostseeküsten Deutschlands war endlich gekommen; Gustav Adolph, der Held Schwedens, landete mit einem zwar kleinen, aber trefflichen Heere an unserem Gestade. Von nun an war Wallenstein's Herrschaft über Norddeutschland gebrochen und die Freiheit der Kirche hier gerettet. So ist es denn nur ein schönes Zeichen gerechter Dankbarkeit, daß jener edle Verein, der sich dem Schutz des Protestantismus in den streng katholischen Ländern zum Zweck seines Wirkens nahm, auch den Namen Gustav Adolph, dieses mächtigen Beschützers unseres Glaubens, sich beilegte.

Der Hauptmann von Blücher, der bald seine geliebte Braut, die frische, blauäugige und blondhaarige Jungfer, Grethe Bradhering, als seine Ehegattin heimführte, nahm in dem schwedischen Heere als ein hochgeachteter Officier an den ferneren Feldzügen des Königs Gustav Adolph in Deutsch-

land noch den rühmlichsten Antheil. Auch seine wackere Frau theilte getreulich mehrere Jahre hindurch die vielen Beschwerden des Feldlebens mit ihrem Gatten.

Den alten Ritter von Rechow litt es nach seiner endlichen Wiederherstellung nicht lange auf dem jetzt so vereinsamten Gute zu Alt-Rechow. Er ordnete alle seine Verhältnisse und trat dann ebenfalls als Officier in das Herr des Schwedenkönigs. Sein Muth und seine riesige Kraft ließen die Hindernisse, welche ihm sein Alter bereitete, leicht übersehen, und er erwarb sich bald einen rühmlichen Namen. In der Schlacht bei Lützen fand er den eifrig von ihm gesuchten Kriegertod.

Die Spuren der kurzen Herrschaft Wallenstein's in Mecklenburg verwischten sich sehr bald wieder, und unter seinem uralten Fürstenhause erfreuet dies Land sich bis auf unsere Gegenwart seiner glücklichen Selbstständigkeit.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. 2⅔ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. 2. Aufl. 8. broch. 27 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 4¾ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8 broch. 5¾ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Kalifornien und Neu-Mexico. Im Anschluß an den „Halbindianer" und „Flüchtling". 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Möllhausen, Balduin, Palmblätter und Schneeflocken, Erzählungen aus dem fernen Westen. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde. broch. 2½ Thlr.
